

Wiesbadener Zeitung

Rheinischer Kurier

Erscheint 18mal wöchentlich.
Jahresabonnement 15 Mark vierteljährlich.
Abbestellung monatlich 1 Mark 20 Pfennig.
Durch Träger und Agenturen:
Monatlich 60 Pfennig, vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig.
Durch die Post: Monatlich 1 Mark, vierteljährlich 3 Mark (ohne Befreiungsgeld).

Anzeigenpreise:
Die Kolonialschiffe in Wiesbaden 20 Pfennig.
Deutschland 20 Pfennig, Ausland 40 Pfennig.
Die Kolonialschiffe 1.50 Mark.
Anzeigenannahme:
Für Abendausgabe bis 1 Uhr mittags,
Morgenausgabe bis 7 Uhr abends.
Verantwortlicher:
Inserate und Abonnement: Nr. 190,
Redaktion: Nr. 188; Verlag: Nr. 189.

Mittelrheinische Zeitung.

Verlag und Redaktion: Nikolaistraße 11. Filiale: Mauritiusstraße 12.

363 Morgen-Ausgabe.

Sonntag, 19. Juli 1914.

68. Jahrgang.

Reichspolitik und Preußen.

Von parlamentarischer Seite wird uns geschrieben:
Die Ernennung der Staatssekretäre des Auswärtigen und des Reichsschatzmeisters von Jagow und Bülow zu preussischen Staatsministern hat in konservativen Kreisen augenscheinlich eine unbehagliche Stimmung hervorgerufen, wesentlich wohl deshalb, weil eine offizielle Erklärung dieser Ernennungen damit in Zusammenhang brachte, daß die Stellung des Reichskanzlers in den Reichsfragen im preussischen Staatsministerium eine wesentliche Stärkung erfahren hätte. Das kann natürlich nicht der Zweck der Sache sein; denn der Reichskanzler wird als preussischer Ministerpräsident jederzeit auch bei der Kollegialverfassung im preussischen Staatsministerium über hinreichenden Einfluß verfügen, um seine Ansichten in wichtigen Fragen durchzusetzen. Die Ernennungen können also nur die Bedeutung haben, daß der innere Zusammenhang zwischen den beiden Faktoren, dem Reich und dem führenden Bundesstaate, zum Vorteile und Ausgleich beider unterstellt werden soll. Daß eine Niederlegung Preußens zu Gunsten des Reiches nicht in Frage kommt, ergibt sich schon daraus, daß die beiden Staatssekretäre als Staatsminister aus Preußen verantwortlich geworden sind. Man hat vielleicht Ursache anzunehmen, daß es dem Reichskanzler darauf ankomme, Preußens Bedeutung und Anteil an der Reichspolitik stärker hervortreten zu lassen. Im preussischen Staatsministerium sind nicht zwei einander widerstrebende Fronten vorhanden, sondern es besteht in allen großen politischen Fragen Uebereinstimmung. Ein Minister, der für seine Auffassung im Staatsministerium in wichtigen Fragen nicht den nötigen Rückhalt fände, würde zurücktreten. Es ist doch offenbar, daß die neuen Staatsminister nicht berufen worden sind, um gegen, sondern mit Preußen zu arbeiten, dafür bieten im übrigen auch die beiden Männer die volle Gewähr. Im Reichstage ist aus parteipolitischen Erwägungen heraus wiederholt versucht worden, mit der Fiktion eines Gegensatzes zwischen dem Reich und Preußen Kapital zu schlagen; das wird in Zukunft unmöglich sein. Es wäre aber vielleicht nicht ganz unzweckmäßig, wenn bei wichtigen Debatten, in denen der preussische Ministerpräsident allgemeine Erklärungen über die preussische Politik abgibt, auch die dem Staatsministerium angehörenden Staatssekretäre einmal im Landtage erscheinen würden, damit so auch äußerlich der innere Zusammenhang zwischen dem Reich und Preußen dokumentiert wird.

Eine offizielle Erklärung zur Dänenpolitik.

In mehreren Zeitungen wird das vor einiger Zeit aufgetauchte Gerücht von einem Austritt des Oberpräsidenten v. Bülow mit der gegenwärtigen Verschärfung des Nordmarkenkurses in Verbindung gebracht und hinzugefügt, daß trotz der früheren Ablehnung doch zwischen dem Oberpräsidenten v. Bülow und dem Regierungspräsidenten Ullert hinsichtlich der Dänenpolitik Meinungsverschiedenheiten beständen. Hierzu erklärt das Wolffsche Telegraphenbureau, daß im Schoße der Staatsregierung keinerlei Meinungsverschiedenheiten über die Dänenpolitik bestehen, weder zwischen Berlin und den Behörden in der Provinz, noch insbesondere zwischen dem Oberpräsidenten und dem Regierungspräsidenten in Schleswig-Holstein. Wenn der Regierungspräsident und die Kreisverwaltungsbehörden in neuerer Zeit eine größere Aktivität in der Abwehr der Ueberflutung Nordschleswigs mit dänischen Elementen zeigten, so ist daraus nur zu erkennen, daß sie von dem Oberpräsidenten angewiesen waren. Noch irriger ist die Meinung, als seien die beobachteten schärferen Maßnahmen bereits als eine Folge der Hensburger Nordmarkenversammlung und der Herrenhausdebatte vom Mai 1914 anzusehen; sie beruhen vielmehr auf sehr sorgfältigen Erwägungen und tatsächlichen Untersuchungen, die mehr als Jahresfrist in Anspruch nahmen. Der Bericht, in welchem Bülow die Zustimmung des Staatsministeriums zu den von ihm gemachten Vorschlägen erbat, ist nach Ausfertigung dem Schleswiger Oberpräsidium bereits im November 1913 erstattet worden; die erwähnte Versammlung in Hensburg fand aber erst im Dezember statt.

Aus Mexiko.

Villa hatte bisher nicht die Absicht, an dem Einzug in die Hauptstadt teilzunehmen. Seine Truppen bleiben im Staate Chihuahua. Die Garnison von Cuernavaca ist sogar verstärkt worden. Villa erklärt, er befürchte, es würden Schwierigkeiten entstehen, da nach vorheriger Vereinbarung Güterverteilung erfolgen müsse. Er hat die Fabrikation von Papiergeld wieder aufgenommen.

Guerra ist zusammen mit dem gewesenen Vizepräsidenten Blanquet in Puerto Mexico angekommen. Kapitän Schöler von der „Dresden“ bot ihm abends die Fahrt auf seinem Schiff an, in dessen Erklärung Guerra, noch nicht willig zu sein.

Garranza soll, um die Harmonie unter seiner Verfassung zu erhalten, planen, alle drei Generale mit je 1000 Mann in die Hauptstadt einzuführen zu lassen. Europäische Mächte sollen dem Präsidenten Wilson nahegelegt werden, auf bestimmten Versicherungen von Garranza über die Anerkennung der unter der Präsidentschaft Guertias gemachten öffentlichen Schulden zu bestehen. Alle Führer der konstitutionalistischen sind jedoch dagegen, da das sogenannte Guadalupe-Programm, das sie früher angenommen, ausdrücklich diese Anerkennung untersagt.

Capata forderte Carbajal auf, zurückzutreten, da er von Guerra ernannt sei und mithin von den Revolutionären befehligt werden müsse.

Des Deutschen Reiches Schicksalsstunde.

Kürzlich hat Oberstleutnant a. D. O. Frobenius ein Buch unter dem Titel „Des Deutschen Reiches Schicksalsstunde“ herausgegeben, das von nationalgefeilter Seite wohl Beachtung gefunden hat, aber doch kein Aufsehen erregte. Jetzt ist das Buch plötzlich in den Mittelpunkt der politischen Auseinandersetzungen gerückt, und zwar dadurch, daß der deutsche Kronprinz dem Verfasser telegraphisch seine Anerkennung und Zustimmung in folgenden Worten ausgedrückt hat:

„Ich habe Ihre ausgezeichnete Broschüre „Des Deutschen Reiches Schicksalsstunde“ mit dem größten Interesse gelesen und wünsche ihr in unserem deutschen Volke die weiteste Verbreitung.“

Daß der Kronprinz dafür von der ganzen links gerichteten Presse, derselben, die die Arbeit des Oberstleutnants Frobenius absparend kritisierte oder ganz totschwie, wieder einmal gründlich abgerüffelt wird, kann nicht überraschen. Der Kronprinz ist nun einmal das bestechende Ziel der Giftspitze aller derjenigen, die am Fürstentum leiden, Friedensschwärmer oder internationale Schamtschläger sind. Da nun aber das Frobenius'sche Buch in den Mittelpunkt des Interesses gerückt ist, wollen wir im Nachstehenden uns etwas eingehender mit seinem Inhalt beschäftigen. Gleich zu Anfang enthält es folgenden Satz für die Tendenz dieser Schrift charakteristischen Satz:

„Seitdem Rußland durch keinen Vertrag mehr gebunden ist, seitdem seine Interessen es Frankreich in die Arme getrieben haben und seitdem England seine wirtschaftliche und militärische Weltbeherrschung durch Deutschland bedroht glaubt, beginnen die Verhältnisse sich derart ungünstig für das Deutsche Reich zu gestalten, daß seine Langmut die Belastungsprobe nicht mehr lange wird ertragen können und daß mit der Wahrscheinlichkeit einer kriegerischen Lösung in nicht allzu ferner Zeit gerechnet werden müssen.“

Der Verfasser erörtert nun der Reihe nach die Interessen der hauptsächlichsten Gegner Deutschlands an diesem Zukunftskriege und deren Kriegsvorbereitungen. Das erste Kapitel behandelt Großbritannien.

Die Gegnerschaft Großbritanniens gegen Deutschland

gründet sich darauf, daß Deutschland Wettbewerber Englands auf dem Weltmarkt geworden ist. Gefährlich wurde der zwischen Deutschland und England seit längerer Zeit geführte wirtschaftliche Krieg, seit Deutschland begann, Kriegsschiffe zum Schutz seines Handels zu bauen und schließlich von dem beabsichtigten rein defensiven Küstenschutz zur Aufstellung einer respektablen Schlachtflotte überging. Die politischen Gründe für Englands Gegnerschaft beruhen heute in erster Linie auf einer ertauelten, häufig genug in Erscheinung getretenen Furcht vor der deutschen Seemacht.

Der Verfasser sucht aus der Geschichte darzutun, daß Englands Gegner immer die zurzeit stärkste Seemacht gewesen ist. Seit dem ersten deutschen Flottengefecht, so schreibt Frobenius, der diplomatische Kampf gegen uns ein, den wir seitdem als Dauerzustand gewohnt sind. Die zeitweise opportunistisch erscheinende freundlichere Miene darf uns darüber nicht täuschen, verbirgt sie doch gewöhnlich heimliche Feindseligkeiten. Englands Ziel, so meint Frobenius weiter, ist wahrscheinlich die Zertrümmerung der deutschen Flotte, nicht aber die Vernichtung der deutschen Landmacht, denn für Englands Politik ist eine starke Landmacht auf dem europäischen Kontinent stets unentbehrlich gewesen, um die Hauptaufmerksamkeit derjenigen Macht, die seiner Seeherrschaft gefährlich werden könnte, auf den Landkrieg zu lenken.

Frobenius erörtert nun die Frage, welches die Taktik Englands

im Zukunftskriege gegen Deutschland sein wird. Am erwünschtesten, schreibt er, würde England jedenfalls eine ganz unabhängige Verwendung seiner Landtruppen sein, und wenn es aus den Kriegsvorbereitungen und den verfügbaren Seereschiffen seiner Verbündeten die absolute Sicherheit gewinnt, daß diese mit unseren Armeen allein fertig werden, wird es auch diese Unabhängigkeit durch die Wahl seines Kriegsschauplatzes sich wahren; kann es dies Vertrauen nicht gewinnen und erscheint mithin die unabhängige Tätigkeit seiner Expeditionsmarine in Frage gestellt, so wird es diese zunächst als organischen Einzelteil bei den großen Operationen beteiligen müssen, dann würde eine Landung in Belgien — allen Einflüssen

deutscher Truppen entzogen — den britischen Truppen die Verlängerung des französischen linken Flügels gestatten.

„Angenommen nun,“ so fährt Frobenius fort, „daß britische Expeditionskorps würde auf diesem oder einem andern Wege den Anschluß an den französischen linken Flügel erreichen und sich rechtzeitig noch an den Operationen beteiligen können, angenommen, die ersten großen Erfolge über unsere Armee seien errungen und diese durch die französische Kräfte hinreichend beschäftigt, so wird der zweite entscheidende Akt für die britischen Truppen beginnen. Dieser zweite Akt kann dem Kriegsziel Großbritanniens entsprechend nur die deutsche Nordsee flüchtige sein, in deren Häfen sich die deutsche Flotte als die Schwächere nach unserer Voraussetzung zurückgezogen hat. Die britischen Seestreitkräfte liegen schon erwartend bereit, um sich nun durch die Geschütze der die Landbeseitigungen angreifenden Landtruppen die deutschen Schiffe zutreiben zu lassen und nach dem Muster von Port Arthur zu vernichten. In diesem zweiten Akt des Krieges ist wahrscheinlich

Dänemark

die Rolle zugewiesen, dem Angriff auf die deutschen Hafenplätze und der Vernichtung der deutschen Flotte eine starke Stütze und die Basis für die Verwendung der Landtruppen zu gewähren.

Allerdings,“ so schließt Frobenius das Kapitel über England, „liegt für England zurzeit allerlei Grund vor, einen Konflikt mit Deutschland nicht vom Zaun zu brechen. Man spricht davon, daß sich die Beziehungen zwischen beiden Staaten auf der Linie der Entspannung und Annäherung glücklich weiter entwickeln. Die Erkenntnis gewinnt Boden, da sie in vielen Punkten und Fragen mit- und nebeneinander arbeiten können, daß sich ihre Interessen vielfach berühren. Und wie es in den Wald gerufen wird, so schallt es in gleicher verständlicher Tonart zurück. Aber man soll nicht vergessen, daß es England war, das diese uns bedrohende, im Grunde doch unzweifelhaft unnatürliche, weil nicht auf Interessengemeinschaft beruhende Koalition geschaffen hat, das sich auch redlich bemüht, uns die wenigen noch verbleibenden Freunde abtrünnig zu machen.“

Das Kapitel über Rußland

beginnt Frobenius mit der Feststellung: „Unser östlicher Nachbar hat eigentlich gar keine Ursache zu einem Groll gegen Deutschland. Die Gegnerschaft zwischen Deutschland und Rußland geht nach der Ansicht des Verfassers der Broschüre lediglich aus dem Antagonismus zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn, dem Verbündeten Deutschlands, auf dem Balkan hervor. Rußland,“ so schreibt er, „hat eingesehen, daß es seine Ziele auf dem Balkan niemals ohne einen siegreichen Kampf nicht nur mit Oesterreich, sondern auch mit Deutschland erreichen wird. Das fesselt es fest an Frankreich, dessen Beistandes es unter allen Umständen sicher sein kann, wenn einigermassen Aussicht auf Ueberwältigung des Dreibundes vorhanden ist. Also keine unmittelbar den Deutschen entgegenstehenden Interessen Rußlands begründen die dortige, in neuester Zeit mit aller Energie einsetzende Hebe gegen uns, sondern der Widerstand, den unser Bundesgenosse den russischen Bestrebungen auf dem Balkan zur unbedingten Wahrung seiner Lebensbedingungen entgegenstellen muß, und die hinreichend bewährte Bundesstreue des Deutschen Reiches.“

Im Vorübergehen hebt Frobenius hervor, daß Rußland Deutschland unendlich viel verdankt, aber, so schreibt er, die Dienste, die das Germanentum dem Russentum durch Einführung geistiger Güter und Entwicklung der Kultur gebracht hat, wurden in Rußland niemals mit Dank anerkannt. Im Gegenteil haben sie meist nur Eifersucht, Neid und Haß erweckt und dazu beigetragen, die Deutschen zeitweilig nach Kräften aus dem Lande zu weisen und zu verfolgen, denn dem Slawen steht der Haß gegen den Germanen tief im Blute, was wir nicht nur in Rußland, sondern in derselben Schärfe in den slavischen Ländern Oesterreich-Ungarns und der Balkanhalbinsel wahrnehmen können.

Frobenius konstatiert nun den ungeheuren Aufschwung, den Rußland in den letzten Jahren genommen und jetzt im folgenden dessen Kriegsvorbereitungen aus einander. Dem Drängen seines französischen Bundesgenossen entsprechend bereitet sich Rußland auf die Offensive vor; da der hierzu erforderliche Ausbau der neuen Verkehrswege noch längere Zeit in Anspruch nehmen dürfte, sucht Rußland die mangelnden Verkehrswege einzudecken durch die Verfürzung der von den Truppen bis

zum Aufmarschraum, also bis zur Westgrenze, zurückzu-
legenden Wege und eine solche Erhöhung des Friedens-
standes zu erreichen, daß nicht übergroße Massen von Re-
servisten zur Auffüllung erforderlich und mit den Eisen-
bahnen zu transportieren sind.

Das dritte Kapitel in der Broschüre behandelt

Frankreich

Als Grund für Frankreichs Gegnerschaft gegen Deutsch-
land gibt Frobenius die Niederlagen von 1870/71 an, die
die französische Nation in ihrem tiefsten Gefühl, in ihrer
Eitelkeit, tödlich verwundet haben.

Vor 1870 fühlte sich Frankreich als Kulturträger, als
gebietende Macht in Europa. Als der hierauf pochende
Uebermut unter Napoleon III. auf den ungeahnten Wider-
stand Deutschlands stieß, als Deutschland, bisher in seiner
Kleinmutterlichkeit und Verkrüppeltheit über die Achsel angesehen,
der Barbarei und Unkultur spöttisch bezichtigt, sich ge-
schlossen erhob und in ungeahnter Größe und Leistungs-
fähigkeit nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern auch in
Industrie und Handel, in Kunst und Wissenschaft die
Führung an sich riß, da wurde die französische Nation in
ihren Schwächen erkannt und vom Thron ihrer ange-
maßten Größe gestürzt und in ihrer Eitelkeit auf das
tiefste verletzt.

Unter den französischen Kriegsvorbereitungen hat nach
Frobenius die Einführung der dreijährigen
Dienstzeit die entscheidende Bedeutung. Das
Gesetz über die dreijährige Dienstzeit ist in so eigentüm-
licher Weise abgefaßt, daß die Franzosen im Jahre 1915
vier Jahrgänge in der stehenden Armee haben werden.
Eine Mobilmachung im nächsten Jahre wird demnach mit
besonderer Leichtigkeit und Schnelligkeit in Frankreich
durchzuführen sein. Ähnliches wird sich 1916 wiederholen.
Diese beiden kommenden Jahre werden also
die entscheidenden sein. Hat Frankreich bis dahin
den Zweck seiner übertriebenen Rüstung nicht erreicht, hat es
nicht vermocht, Rußland und England zum Angriff auf
Deutschland mitzureißen, so wird es voraussichtlich vor-
läufig auf den Nachkrieg verzichteten müssen, wenn es sich
nicht selbst wirtschaftlich ruinieren will. Der Zustand, den
Frankreich sich durch die ausnahmslos dreijährige Dienst-
zeit bei der Fahne geschaffen hat, ist nichts anderes als eine
andauernde Kriegsbereitschaft. Die persönlichen Opfer die-
ser Kriegsbereitschaft kann Frankreich nicht mehr allzu
lange tragen, die ohne Nutzen der Revancheidee geopfert
Jugendkraft würde sich bitter rächen, wenn sie nicht tat-
sächlich für den Nachkrieg ausgenützt würde. Deshalb ist
es die Konsequenz der militärischen Maßregeln Frank-
reichs, daß es auf den Beginn des Krieges gegen Deutsch-
land im Jahre 1915 oder 1916 unter allen Umständen
drängen muß.

In einem Schlußkapitel zieht Frobenius seine Folge-
rungen. Er schildert den Zustand Europas. In zwei große
feindliche Lager gespalten, stehen einander die sechs Groß-
mächte feindselig unter der Last ihrer schweren Rüstung
gegenüber, reden nur von Frieden und Freundschaft und
dabei brennt die eine Partei darauf, endlich loszuschlagen,
während die andere mit der Faust am Schwert sich jeden
Augenblick bereit halten muß, den Kampf aufzunehmen, in
dem sich Europa zerfleischen wird. Schuld an diesem Zu-
stand ist nach der Ansicht von Frobenius König Eduard von
England, der mit allen bisherigen Gegnern Großbritan-
niens ein Bündnis geschlossen hat, um Deutschland zu iso-
lieren. Daß der Krieg nicht schon längst ausgebrochen ist,
ist nach Frobenius lediglich dem Geschäftssinn Eng-
lands zu danken. Großbritannien sieht nicht die Vorteile,
die aus einem solchen Kriege herauszuholen wären, und
scheute daher vor dem Augenblick, wo der von ihm ent-
worfen Plan zur Ausführung kommen soll, zurück; doch,
so fährt Frobenius fort, der aufgeregte Nachdruck
Frankreichs gegen das Deutsche Reich, der entflammte Haß
Rußlands gegen das seinen Bestrebungen im Wege stehende
Österreich-Ungarn haben beide Länder zu einer Steige-

zung ihrer Kriegsvorbereitungen angetrieben, die sich nur
auf kurze Zeit aufrechterhalten läßt.

Tatsächlich ist diese Vorbereitung bereits von einer
Kriegsbereitschaft jetzt schon nicht wesentlich zu unter-
scheiden, und

im Frühjahr 1915

wird diese so vollständig erreicht sein, daß man jeden Tag
des Einmarsches so gewaltiger Heere gewärtig sein muß,
wie sie auf Europas, wie sie auf der Erde Boden noch nie-
mals gesehen worden sind, und dann wird das Deut-
sche Reich und seiner Verbündeten Schick-
salsstunde schlagen, dann werden wir schwerer als
jemals zu kämpfen haben, dann aber wird auch die Be-
geistigung, die Hingabe, der Opfermut größer und gewal-
tiger der Welt sich zeigen, als es selbst in den Befreiungs-
kriegen der Fall war, denn niemals ist noch ein Volk mit
größeren Unrecht angefallen worden, als in diesem bevor-
stehenden Kriege, niemals hat noch eine große Nation so
viel Geduld und Langmut bewiesen, wenn sie von allen
Seiten überrannt und gereizt wurde, wie die deutsche in
den vergangenen Jahren.

Die neue Gebührenordnung für Zeugen und Sachverständige.

Die vielfach verlangte Revision der Gebührenordnung
für Zeugen und Sachverständige ist nun endlich zur Tat-
sache geworden. Das Gesetz vom 10. Juni 1914 bringt uns
diese Novelle. Da diese für weitere Kreise von Bedeutung
ist, geben wir nachstehend ihre wichtigsten Neuerungen
wieder.

Sowohl für Zeugen wie für Sachverständige gelten
folgende Änderungen:

Für den durch Abwesenheit von dem Aufenthaltsort
verursachten Aufwand ist die Höchstentschädigung für jeden
Tag von 5 M. auf 750 M. und für jedes außerhalb genom-
mene Nachtquartier von 3 M. auf 450 M. heraufgesetzt
worden. Ferner ist jetzt vorgesehen, daß notwendige bare
Auslagen, soweit sie nicht den durch den Aufenthalt außer-
halb der Wohnung verursachten Aufwand betreffen, nach
billigem Ermessen dem Zeugen oder Sachverständigen er-
stattet werden können, eine Bestimmung, die insbesondere
für die Kosten einer notwendigen Vertretung wichtig ist.

Von den Änderungen der Vorschriften über die Ent-
schädigung der Zeugen seien folgende erwähnt:

Während bisher der Zeuge für die Zeitverlängerung
eine Entschädigung im Betrag von 10 Pfennig bis zu 1
Mark auf jede angefangene Stunde erhielt, ist nach der
Novelle der Mindestsatz auf 20 Pfg. und der Höchstsatz auf
150 M. für jede angefangene Stunde festgesetzt.

Viel bedeutender sind die Vorschriften der Novelle, die
sich mit der Entschädigung der Sachverständigen be-
schäftigen:

Zunächst wird die einem Sachverständigen nach Maß-
gabe der erforderlichen Zeitverlängerung zustehende
Vergütung unter Erhöhung des bisher gültigen Maximal-
satzes von zwei Mark auf drei Mark für jede angefangene
Stunde festgesetzt; bei besonders schwierigen
Leistungen darf ein Betrag bis zu sechs Mark für jede
angefangene Stunde gewährt werden. Die Vorschrift, wo-
nach dem Sachverständigen die Vergütung für jeden Tag
auf nicht mehr als zehn Stunden zuzubilligen ist, wurde
gestrichen.

Sehr wesentlich ist die Beilegung der bisher gelten-
den, von den beteiligten Kreisen heftig angefochtenen Be-
schränkung, wonach einem Sachverständigen nur „bei
schwierigen Untersuchungen und Sachprüfungen“ auf Ver-
langen eine Vergütung für die aufgetragene Leistung nach
ihrem üblichen Preis zu gewähren ist. Nunmehr wird das
Erfordernis des Vorliegens einer „schwierigen Un-
tersuchung und Sachprüfung“ aufgegeben: Der
Sachverständige wird im Fall des Bestehens eines üblichen
Preises für die aufgetragene Leistung auf sein Verlangen
nach Maßgabe dieses Preises entlohnt, wobei die außerdem
stattfindende Teilnahme eines Sachverständigen an Ter-
minen nur nach der Zeit abgehalten wird.

Beschänkt sich die Tätigkeit des Sachverständigen auf
die Teilnahme an Terminen, so erhält er im Höchstfall
3 M. für jede angefangene Stunde, bei besonders schwie-
rigen Leistungen 6 M. für jede angefangene Stunde.

Haben sich in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten die Par-
teien dem Gerichte gegenüber mit einer bestimmten Ver-
gütung für die Leistungen des Sachverständigen einver-
standen erklärt, so ist diese Vergütung zu gewähren, sofern

den geschmückt war. Dem Rektifizierer folgte der Rekti-
burisch, der ritterlich die Rektimaid am Arme führte. Beide
trugen ebenfalls einen Kleiderrock und lang herabfallende
farbige Bänder an ihren Blumenbuketts.

Dem Rektipaar folgten die Musikanten des Orts in
besonderer Uniform. Der Chiffier hat eine ganz besondere
Vorliebe für Blechmusik. Besonders in den Grenzorten
haben die meisten männlichen Bewohner des Ortes schon
irgend einem Blechinstrument freilich oft recht ungefüge
Töne entlockt.

Dem feierlichen Vorantritte von Rektileuten und Musik
schloß sich in langer Reihe paarweise die ledige Jugend an.
Den jungen Mädchen sah ihr Schluß — die große leidende
Doppeltleiste — heute nicht und nagelst. Die Burischen
sahen in ihren schwarzen, kurzen, hinten rund geschnitten-
nen Röcken, welche vorn über der roten Weste mit zwei
Reihen goldener Knöpfe benäht waren, recht flott und
stättlich aus.

So ging der Zug durch die Straßen des schmucklos Dor-
fes. In den kleinen Gärten vor den stattlichen Häusern
prangten, von der Herbstsonne beschienen, die letzten Herbst-
blumen: Balsaminen, große gelbe Sonnenblumen und
äppige Geranien. Aus allen Fenstern der glänzend weiß
angeputzten Häuser wurde der Rektipaar von Alt und
Jung aufs lebhafteste begrüßt. Eine nicht endenwollende
Schar Kinder, Knaben und Mädchen, folgte ihm. Fröhlich
nach dem Takte hüpfte alles in lebhaftem Tempo voran!
Die Burischen schlangen ihre niedrigen, schwarzen Hüte
und überborten mit ihrem Jauchzen die Musik.

Jetzt war der Zug vor dem stattlichen, zweistöckigen
Hause des Herrn Maire angekommen. Oben auf dem Bal-
kon sah Colette, die schöne junge Witwe vom Vergahse, und
winkte dem Rektipaar freundlich zu. Der herrschende
Sittlichkeits hatte der Rektifizierer dem Herrn Maire, der
die Rektie erlaubt, einen Honigkuchen zu überreichen.

Der flotte Burische trat auch schon in das Galazimmer
des Maireshauses. Der Herr Maire in seinem tadello-
sen braunen Frack empfing ihn mit herablassender
Freundlichkeit, und Colette, die „liebliche Beute“, wie sie im
ganzen Orte genannt wurde, trat hinzu und nahm den
Honigkuchen entgegen. Derselbe war von enormer Größe.
In seiner Mitte war umgeben von Weinranken und wil-
den Rosen mit rosarotem Zuder ein kleiner, mit Vögen
und Weilen bewaffneter Amor angedrückt.

ein zu ihrer Deckung ausreichender Betrag an die Staats-
kasse gezahlt ist.

Das Gesetz tritt am 1. Oktober in Kraft.

Kurze politische Nachrichten.

Die kommende Reichstagsession.

In der Presse werden fortgesetzt Mitteilungen über
Gesekentwürfe verbreitet, die dem Reichstage in der näch-
sten Session zugehen sollen. Diese Angaben entbehren
durchweg jeder Begründung; denn bisher ist, wie unser
Berliner Mitarbeiter erfährt, weder über die in der letz-
ten Tagung unerledigt gebliebenen Regierungsvorlagen
noch auch über die in Vorbereitung befindlichen Gesekent-
würfe irgend eine Entscheidung bezüglich ihrer Ein-
bringung im Reichstage getroffen. Erst nach Abschluß der
Sommerpause werden die Ressorts die dringlichen Vor-
lagen bezeichnen und der Reichskanzler wird die näheren
Bestimmungen treffen, um dann mit dem Reichstage über
das gesetzgeberische Programm der nächsten Session Ab-
klärung zu nehmen. Durch die unbegreiflichen Meldungen
über die einbringenden Gesekentwürfe sind in letzter
Zeit mehrfach Interessentenverbände irritiert worden.

Ein schnell vergessener Minister.

Ein „An den früheren Landwirtschaftsminister von
Pobielski, Berlin“ gerichteter Brief wurde von dem
autonomen Stephansboten an der Pforte des Landwirt-
schafts-Ministeriums vorangelegt und wanderte mit dem
Bermerk „Adressat Landwirtschafts-Ministerium
nicht bekannt“ zurück, um erst nach geraumer
Zeit den Staatsminister von Pobielski in seinem Ber-
liner Absteige-Quartier, dem Eden-Hotel, zu erreichen.
Daß der Staatsminister von Pobielski, bekanntlich der
frühere Staatssekretär des Reichspostamts und frühere
Landwirtschaftsminister, an seinen ehemaligen Wirkungs-
stätten nicht mehr bekannt sein sollte, ist wohl nur mit der
augenblicklichen großen Hitze zu erklären.

Kaiser Franz Joseph dankt.

Kaiser Franz Josef hat an den Geheimen Rat Grafen
Franz Harrach das folgende Handschreiben gerichtet:

„Hochw. Graf Harrach! Sie haben in Sarajewo als Mit-
glied des freiwilligen Automobilkorps an der Fahrt
Meines nun verewigten Vaters, des Erzherzogs Franz
Ferdinand, teilgenommen, während er der Mittelpunkt von
Mitten war, deren letztem der Erzherzog und seine
Gemahlin zum Opfer gefallen sind. Im Verlaufe dieser
erschütternden Vorgänge haben Sie sich in so fürsorglicher
und aufopfernder Weise für das Leben des Erzherzogs und
seiner Gemahlin eingesetzt, daß ich mich bestimmt finde,
Ihnen für diese hingebungsvolle Haltung Meine besondere
Anerkennung und Meinen Dank auszusprechen. Daß ich,
den 14. Juli 1914. Franz Joseph m. p.“

Nabennäher.

Mit den finanziellen Schwierigkeiten des wohlhaben-
den Frankreichs scheint es wirklich ernst zu werden. Die
glanzvoll-großmütige Geberde ist noch immer da; aber der
Gehus hat neuerdings ein ... Disagio. Ihm fehlt im letz-
ten Augenblick etwas zur Abrundung. Die schöne Be-
wegung wird durch Sparfameit beeinträchtigt. Und das ist
schlimm.

Als der Zeichner Bats, mit Kosenamen „Dank“, von
einem deutschen Gericht zu 900 Mark Geldstrafe verurteilt
wurde, billigte ihm die Akademie für das beachtenswerte
Werk einen Preis von 1000 Francs zu. Sehr wirkungs-
voll, aber ... 900 Mark sind 1070 Francs. Ganz unbeacht-
lich! Dank also doch nicht aus. Was soll man davon halten?
Wollte man die Deutschen beschämen, so mühte man sie doch
mindestens überbieten. Aber mit 70 Francs Damno ...

Es kommt noch schlimmer. Jetzt hat Dank 25 000 Mark
in Deutschland gelassen. Die sollen ihm ersetzt werden; der
„Figaro“ sammelt. Ertrag: bisher 1080 Francs. Bei den
Gebeinen der „Bater“ Dank, die nach seiner Verführung
Frankosen waren; dies ist sehr wenig. Man empfängt den
Dulder zwar mit offenen Armen, aber, so scheint es, mit
zugeknöpftem Geldbeutel. Begehrte wird er an Begehrte
denken, der je beinahe sein Landsmann ist ... und über-
haupt an die Erträge deutscher Sammlungen. Oder an die
„weite Hand“, die den russischen Bundesbruder Frankreichs
in der Welt so beliebt macht. In Frankreich ist die Hand
ausdrucksvoll und zur schönen Geste bereit. Aber sie ist
nicht weit. Der berechnende Kopf stoppt sie auf halbem
Wege. Es ist eine Hochherzigkeit mit Kursverlusten.

Griechische Vorlesungen in Konstantinopel.

Wie in unterrichteten Kreisen verlautet, hat der grie-
chische Gesandte Panas gelegentlich seines Schrittes auf der
Pforte dem Großwesir erklärt, daß der in Aivali hervor-
gerufene Zwischenfall, durch den der dortige griechische Kon-
sul

Nachdem Colette den Augen in Empfang genommen
und der Maire einige Späße mit dem Rektifizierer gemacht
hatten, trat die Mairetochter mit schäumendem Champagner
gefüllte hohe Kelchgläser. Die drei stiegen auf eine lustige
Rektie an und tranken ihre Gläser auf einen Zug leer.
Draußen spielte solange die Musik einen lustigen Walzer.
Dann traten sie auf den offenen Balkon. Der Rekti-
burisch und die Rektimaid tanzten den Ehrentanz. Die
Musik hielt dann inne, und der Maire hielt eine Rede in
französischer Sprache. Er sprach von wehmütigen Erinne-
rungen an den letzten Rektitag, wo die Tochter Elise noch
nicht ihrer Mutter beraubt gewesen. „Die geraubte Tochter“
wird aber der Mutter, die sie gehegt und gepflegt, so viel
der Beschling mit Empfinden aus, „niemals vergessen.“ In
sie wird in banger Sehnsucht die Tage zählen, in welcher sie
als eine entrechtete Magd unter dem Joch des fremden Ge-
oberers schmachten muß, bis einst der große Tag kommen
wird, wo die Mutter sie aus den Sklavenketten befreien
und sie in ihren mütterlichen Schoß zurückführen wird.“

Die Bauern, von denen nur ganz wenige den Sinn
dieser hawvinkischen Dehereien verstanden, klatschten Beifall.
Der Rektifizierer verabschiedete sich dann von dem
Maire. Draußen vor dem Hause aber gab er aus seiner
Hut eine Freundschaft ab, dann zog der Rektipaar
nach dem Rektiplatz. Krämer boten in ihren Buden ihre
Waren feil; an Schießbuden, Karussells und allem sonstigen,
was zum Jahrmarktstrubel gehört, fehlte es auch nicht.
Ein Schuß aus der Hute des Rektifizierers, die Musik spielte
ein und der Tanz begann.

Der Maire und seine verwitwete Tochter waren in-
dessen wieder zu ihren Rektigästen in das geräumige Ge-
zimmer zurückgekehrt, wo man nach einem lederen Mahle,
eben am Nachtschlaf angekommen war. Monsieur Vientou,
der Colmarer Notar, eilte dem Eintretenden entgegen und
schüttelte ihm die Hand.

„Das war aber tapfer!“ rief er begeistert. „Sie sind
ein Mann von Mut, von Glanz! Sie fürchten sich nicht vor
den deutschen Schergen! Ja, Sie dürfen es überlegen sein,
meine Damen und Herren!“ so wandte sich jetzt der Fran-
zösling an die Tischgesellschaft, „es gibt glücklicherweise noch
Tausende von tapferen Männern in unserem Lande, die
ebenso denken und fühlen, wie unser waderer Maire und
die den Augenblick gar nicht erwarten können, bis sie die
Mutter Frankreich von dem Joch des Eroberers befreien.
Sie werden zurückkehren in den Schoß der geliebten Mutter.“

Der Chasseurkorporal.

Ein Bauernroman aus den Hochvogesen von Ulrich Föhrer.
(26. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In Oberweiler war die Weinernie im Jahre 1872 be-
sonders gut ausgefallen. So sollte die „Rektie“ in diesem
Jahre wieder gefeiert werden, die in den letzten Jahren
der Kriegswirren halber mit Stillschweigen übergegangen
worden war. Mit größter Spannung sah die Oberweiler
Jugend dem feierlichen Tag entgegen, an dem man wieder
in altgewohnter Weise unter den schattigen Kastanien, die
auf dem Dorfplatz standen, tanzen würde. Und auch die
Eltern beschäftigten sich aufs lebhafteste mit der bevorste-
henden „Rektie“. Die Mutter buk drei Tage und drei
Nächte lang und häufte in ihrer Speisekammer ganze Berge
von Kuchen an. Der Vater aber hielt sich viel im Wein-
keller auf und suchte die feinsten Marken und die besten
Jahrgänge heraus. Es lag ihm daran, daß nicht nur der
zur Rektie geladene Geringer, sondern auch der Ebenen-
bauer und nicht zum wenigsten der seine Stäbchen seinen
Weinen reiches Lob sollte.

Unter den schattigen Kastanien auf dem Dorfplatz wal-
tete seit einigen Tagen der „Rektifizierer“ seines Amtes.
Es wurde unter seiner Leitung von den Zimmerleuten ein
Breiterboden aufgeschlagen und dahinter ein kleines Ge-
rüst für die Musik. Zuletzt aber am Kirchweihmorgen wurde
neben dem Tanzboden ein großer Tannenbaum, der „Kirch-
weihbaum“, aufgestellt, der mit allerlei Badwert, bun-
ten Bändern, sowie roten und weißen Taschentüchern be-
hangen wurde. Während dem schossen junge Burischen ihre
Pistolen ab und die Blechmusik spielte einen lustigen Wal-
zer nach dem andern.

Gegen drei Uhr nachmittags, nachdem der Mittags-
gottesdienst vorüber, begann sich der Festzug vor dem Kirch-
platz zu ordnen, wo sich die jungen Burischen und Mädchen
in ihrer schmucken Chiffier Tracht versammelt hatten. Nach
vielen Hin- und Herreden, nach manchem guten und schlech-
ten Witz in deutscher und französischer Sprache war man
schon endlich über die Ordnung des Zuges einig geworden.

Der „Rektifizierer“ in Hemdärmeln und großer weißer
Schürze marschierte an der Spitze des Zuges. Auf seiner
linken Brust prangte unter einem Blumenkranzchen ein
großer Blechschlüssel, während er rechts geschultert ein ge-
lades Gewehr trug, dessen Seitenlauf mit einem Sträuß-

auf beleidigt wurde, einen sehr ernsten Charakter trage und die geistliche Regierung darauf bestehen müsse, daß die Schuldigen bestraft werden.

Arbeiterbewegung.

Massenstreik in Rußland.

Nach einer Petersburger Meldung sind infolge des polizeilichen Einschreitens bei dem Protestmeeting der Putzwerke für die streikenden Naphthaarbeiter in Sankt Petersburg verschiedene Großbetriebe, wie Nobel, Behner und Elwasow, sowie kleinerer Fabriken und Druckerereien in den Ausstand getreten. In den Arbeiterquartieren kam es zu schweren Zusammenstößen zwischen Arbeitern und der Polizei. Diese wurde mit Steinen beworfen, worauf die Polizei mehrere Schüsse abgab. Mehrere Personen, die ernste Verwundungen davontrugen, mußten ins Lazarett gebracht werden.

Presseschau.

Meine soziale Freundin.

„Die Hilfe“ bringt unter obigem Titel folgende satirische Skizze: „Ich habe eine Freundin, die mich verachtet, weil ich ihr nicht sozial genug bin. Sie findet, daß alles, was geschieht, nur Palliativmittel sind: Arbeiterschutz, Versicherung, Baugenossenschaften für Einfamilienhäuser, Ferienkolonien, innere Kolonisation — sie lächelt darüber und nennt es eine elende Abbläugung. Sie findet, daß der Senat nichts anderes sei als ein Ausbeutungsinstitut, und hält jeden für unsagbar borniert, der diesen Satz zu befechten versucht. Sie liebt den „Vorwärts“, aber er befriedigt sie oft nicht, denn sie ist radikal.“

Meine soziale Freundin wohnt am Kurfürstendamm und beschäftigt eine Jungfer, eine Köchin und einen Diener. Diesen letzteren nimmt sie mit, wenn sie in die Vorstandssitzung des Vereins zur Bekämpfung der Sänglingsherblichkeit fährt. Er muß im Vestibül stehen und ihren Pelz halten — das kann Stunden dauern, aber es geht gar nicht anders, denn wer soll ihr hernach das Auto rufen? Außerdem werden Pelze leicht gekohlen. Ihre Jungfer bekommt einen sehr hohen Lohn und hat ein großes zweifelhaftes Zimmer. Aber sie hat Schatten unter den Augen, denn sie muß ziemlich oft bis spät in die Nacht hinein auf sein, um meiner sozialen Freundin das Kleid aufzuhängen, wenn sie aus dem Theater kommt. Außerdem hat sie wahrlich den ganzen Tag zu tun, um die Kleider ihrer Herrin in Ordnung zu halten. Denn es gehört zu den strengen Grundregeln meiner Freundin, für ihr Geld absolut tadellos und einwandfreie Arbeit zu verlangen, und die Direktorin bei Person findet den ganzen Vormittag nervös, wenn sie zur Anprobe erwartet wird. Uebrigens kommt sie nur ausnahmsweise zu der Zeit, die man für sie reserviert hat.

Neulich hatten wir wieder eine sehr heftige Debatte über die Arbeitszeit. Meine Freundin ist für unmittelbare gesetzliche Einführung des Achtstundentages, dann werde man weiter sehen, denn dabei könne es natürlich nicht bleiben. Wir saßen beim Souper bei Adlon, wo meine Freundin eines Abends wechselte wegen einige Tage wohnte, und erhielten uns sehr; das heißt, sie erbielte sich. Ich war nämlich schon lange nicht mehr so recht bei der Sache, weil es zwei Uhr nachts war und die todmüden Kellner mit aller Dringlichkeit, die ihre wohlgeordnete Disziplin nur irgend zuließ, uns erwartungslos umstanden. Infolge dessen erklärte ich mich vorzeitig beiseit, und fand eine Form, meine Unterwerfung in einen Ausbruch übergehen zu lassen. „Wollen Sie doch fort?“ sagte meine Freundin ein wenig ungnädig. „Ich danke, noch eine Zigarette und einen Kaffee zu nehmen.“ Und ich konnte es nicht verhindern, daß sie den kleinen Pagen wedte, der vor dem Lift schief, damit er ihr aus Nr. 43 das goldene Zigarettenetui herunterhole. Beim Abschied erzählte sie mir, das Thema wechselt, daß sie die Suffragettes durch Übersendung eines ansehnlichen Schells unterstützt habe.“

Der deutsche und der französische Reichtum.

J. Garat, Abgeordneter der französischen Kammer, veröffentlicht in „Le Journal“ Betrachtungen über die finanzielle Krise in Frankreich. Die ganze Welt hat bei Frankreich gelächelt — gut unterrichtete Statistiker sprechen von 20 Milliarden — während die Lage in Deutschland ganz anders ist. Wir betrachten Deutschland noch immer als armes Land, weil es nicht mit seinem Gelde prahlt. Aber dies geschieht, weil der deutsche Sparer seine Gelder lieber der einheimischen Industrie zur Verfügung stellt, als sie in Werten anzulegen. Auf diese Weise kommt die Sparkraft der Bevölkerung der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes zugute. Dieser Unterschied zwischen der

deutschen und französischen Finanzkraft ist die Resultante eines Rasse- und Charakterunterschiedes, der sich zweier entgegengesetzter Methoden bedient. Die Durchführung der deutschen Militärreform ist glatt vonstatten gegangen, und die Wehrsteuer hat den Vorberechnungen des Fiskus entsprochen. Wir haben dagegen das Dreijahresgesetz angenommen, ohne uns um die finanzielle Seite dieses Gesetzes zu kümmern, und die Perspektive einer Steuerreform genügt allein, um unsere Finanzkräfte zu beunruhigen und das französische Kapital nach dem Auslande zu treiben. Das finanzielle Prestige Frankreichs wird schwächer, sein Kredit scheint künstlich zu sein und seine Rolle eines Geldverleiher der Welt schwerer zu erhalten. Die Solidarität des deutschen Wirtschaftslebens ermöglicht dem deutschen Markte, die finanziellen Krisen leichter und erfolgreicher zu überleben, und trotz der vielen Rentenemissionen bleibt der deutsche Geldmarkt von einer erstaunlichen Liquidität. Aber die größte Ueberlegenheit unserer Nachbarn besteht in der systematischen Erschließung ihrer Gebiete durch Wege, Eisenbahnen, Kanäle und Wasserkrähen. Ihre methodische Arbeit vermehrt die produktiven Kräfte des Landes. Diese Arbeit unseres schlichten Nachbarn muß uns zu denken geben und uns als Beispiel dienen.“

Stadtnachrichten.

Wiesbaden, 19. Juli.

Eine Gedächtnisfeier auf dem Friedhofe veranstaltete gestern nachmittag der Männerturnverein Wiesbaden als Einleitung zu seinem 50jährigen Stiftungsfeste. Den von der Turnhalle in der Platterstraße aus mit Fahne geschlossenen aufmarschierenden Turnern schloß sich am Eingang des Nordfriedhofes noch eine Anzahl Mitglieder an. Vor dem Grabe des am 17. März 1860 verstorbenen Ehrenvorsitzenden Matthias Schenks nahm man Aufstellung, worauf der Sängerkhor des Vereins unter Leitung seines Chormeisters Hg. Bürges den Choral „Was Gott tut, das ist wohlgetan“ zu Gehör brachte. Die Gedächtnisrede hielt der Vorsitzende des Vereins, Stadtverordneter Dr. Kistwasser. Nach einer Dauer von 10 Jahren, so führte er aus, findet man sich hier wieder ein, um die Gräber der Dahingegangenen zu besuchen. Nicht die Pflicht ruft die Teilnehmer her, sondern der Dank des Vergessens. Man könnte nicht in der freudigen Zeit des Jubiläumsfestes treten, wenn man nicht zuvor diese erste Feier an sich vorübergehen lassen wollte. Im Geiste sehe man die verstorbenen Mitglieder alle an sich vorüberziehen. Viele haben eine Lücke hinterlassen, die man nicht füllen zu können vermeint. Dank aber der Erziehung, die die Verstorbenen den jüngeren Mitgliedern angedeihen ließen, hinterließen sie Nachfolger, die das Vereinsglück glänzend um die Klippen herumgeleitet haben, so daß der Männerturnverein Wiesbaden heute in der deutschen Turnerschaft einen der bedeutendsten Plätze einnehme. Deshalb wolle man an diesem Jubiläumsfeste aller Dahingegangenen gedenken, was man hiermit an dem Grabe des Ehrenvorsitzenden zum Ausdruck bringe. Gleichzeitig aber wolle man das Gelübnis abgeben, dem Verein, dem die Dahingegangenen alle ihre Kraft gewidmet haben, ebenfalls die ganze Kraft zu widmen und nie die Fahne zu verlassen. Ferner wolle man den Schöpfer bitten, daß er dem Männerturnverein in alle Zukunft Männer geben möge, wie die Dahingegangenen es gewesen seien, damit der Verein auf der Höhe bleibe und die Stufenleiter zum Ruhm noch immer höher erklimmen könne. Der Redner legte darauf, um der Ehrung auch einen sichtbaren Ausdruck zu verleihen, am Grabe einen Eichenkranz nieder, der auf den beiden weiß-roten Säulen die Aufschrift trug: „Seinen verstorbenen Mitgliedern gewidmet beim 50jährigen Stiftungsfeste Männerturnverein Wiesbaden.“ Mit dem Vortrage des Liedes „Wie sie so sanft ruhn“ schloß die erhebende Feier.

Postpersonalien. Postinspektor Magnus ist zum Vice-Postdirektor und Telegraphen-Inspektor Schmidt zum Vice-Telegraphendirektor ernannt worden. Dem Ober-Telegraphenassistenten Heise ist der Charakter als Telegraphensekretär verliehen worden.

Ferienreisen der Kinder. Der Verein Bahnhofs-Hilfe bittet alle Eltern, deren Kinder allein verreisen, diesen einen Zettel mitzugeben, auf dem genau Name und Adresse des Betreffenden steht, zu dem das Kind in die Ferien reist. Dies ist dringend zu raten, auch wenn am Reiseziel für Abholung des Kindes gesorgt ist. Es kommt gar zu oft vor, daß die Abholenden im letzten Augenblick verhindert sind, rechtzeitig an der Bahn zu sein. Ohne genaue Adresse ist es dann unmöglich, den Kindern zuzuhelfen. Die fremde Umgebung und die Reiseeindrücke verwirren die Kinder. Auch wenn ihnen vor der Abreise Straße und

ihre Einwilligung dazu gegeben. Es war dann zwischen ihm und seiner „Hochzeiterin“ zu einer heftigen Auseinandersetzung gekommen. Drei Tage und drei Nächte hatte Fritz den Verhof nicht mehr betreten und sich mit dem ernstlichen Gedanken getragen, Sägemühle und Waldbesitz zu verkaufen, der Colette einen Abschiedsbrief zu schreiben und sich irgendwo im Innern Deutschlands ein Gütchen zu erwerben. Better Oberlin, den er dabei um seinen Rat angegangen, hatte ihm dabei zugehört.

„Lieber würde ich den Hof fahren lassen und auswandern, als Zeit meines Lebens unglücklich werden“, hatte der Better gemeint. „Die Colette tut für eine Bauernfrau nicht gut, auch für die reichste nicht. Das große Unglück für Euch beide, für Dich und den armen George, war es, daß Ihr Euch an die welsche Rabe hängt! Für Dich wäre es aber noch Zeit zur Umkehr.“ (Fortsetzung folgt.)

Fenilleton.

Literatur.

Ein Besuch bei Goethe. Ueber den Besuch des polnischen Dichters Vincenz Pol, den er, der begeisterte Verehrer Goethes, diesem im Jahre 1831 in Weimar abstatuierte, waren verschiedene Redarten verbreitet. Jetzt hat man Mitteilungen über Pol gefunden, die genauen Aufschluß darüber geben, wie sich der Besuch abspielte. Pol hat das Erlebnis verschiedenen Personen selbst erzählt, und zwar stets in der gleichen Weise, so daß Zweifel nicht bestehen können. Danach kam Pol im November oder Dezember 1831 nach der unglücklichen Revolution von 1830—1831 mit den Resten der polnischen Armee nach Deutschland. Er, der vor Begierde brannte, den von ihm vergötterten Dichter kennen zu lernen, reiste nach Weimar. Er ließ sich bei Goethe melden und wurde in sein Arbeitszimmer eingeladen. Dort sah er den Dichter am Pulte sitzen, in die Lektüre eines dicken Buches vertieft. Pol wartete geduldig. Goethe schenkte ihm nicht zu bemerken. Mit der Zeit dauerte ihm das zu lange, und er hukierte einmal, zweimal. Aber vergebens. Goethe ließ sich nicht stören. Nun machte Pol fargerhand Reht, sagte an die Klinke und wollte sich entfernen. Da sah Goethe auf, erhob sich von seinem Sitz und sagte mit einiger Ungeduld im Tone: „Sie sind, wie ich sehe, ein Dilettant.“ „Ich komme auch direkt aus dem Feuer“, entgegnete Pol und schlug sich dabei stolz auf die

Hausnummer ihres Reiseziels eingeschärft worden ist, wissen sie in den meisten Fällen nur noch, daß sie zu den „Großeltern“, zu „Tante Anna“ oder „Onkel Fritz“ reisen. Manche angstvolle Stunde könnte den Kindern durch die kleine Mühe der genau aufgeschriebenen Adresse erspart werden.

Jugendentscheid in der Ernte. Der Jungdeutschlandbund macht darauf aufmerksam, daß im verflochtenen Jahre ein Fabrikarbeiter eine Anzahl schulentlassener Jugendlicher aus seiner Fabrik zur Erntearbeit aufs Land beurlaubt hat. Dieser erste Versuch hat ein ausgezeichnetes Ergebnis gehabt. Die jungen Leute, die sich schnell mit der ihnen erst fremden Beschäftigung vertraut machten, haben durchweg die größte Zufriedenheit ihrer Arbeitgeber bezeugt und selbst eine solche Freude an der ländlichen Arbeit und am Landleben gefunden, daß sie gern während der ganzen Erntesaison auf dem Lande verbleiben wären. Es leuchtet ein, welche ausgezeichnete Einfluß dieser ländliche Aufenthalt auf die jungen Leute ausüben muß. Es ist daher in hohem Grade wünschenswert, daß die erste Anregung eine möglichst weite Verbreitung finden möge. Die Landwirtschaftskammer für Schlesien hat die Ortsausschüsse für Jugendpflege, die Ortsgruppen des Jungdeutschlandbundes und sonstige Jugendvereine ersucht, nach Kräften dahin zu wirken, daß sich für die diesjährige Erntearbeit von Mitte Juli bis Mitte August eine recht große Anzahl Jungmänner aus städtischen oder industriellen Verhältnissen mit Erlaubnis ihrer Lehrherren, Arbeitgeber und Eltern auf einige Wochen für die Erntearbeit zur Verfügung stellen.

Zehn goldene Regeln für den Obstgenuß veröffentlicht der „Deutsche Obstzüchterverein“: 1. Sorge dafür, daß Obst von Dir und den Deinigen täglich regelmäßig gegessen wird. Obst ist eine gesunde Speise. 2. Es nur genügend ausgereiftes Obst. 3. Reine die Früchte vor dem Verleihen. 4. Schäle die Früchte nur, wenn dies wirklich notwendig ist. 5. Genieße die Steine der Früchte nicht mit. 6. Wirf Schalen und Kerne nicht auf die Straße. 7. Trinke kein Wasser unmittelbar nach dem Obstgenuß oder gar zwischen demselben. 8. Halte Maß auch im Obstgenuß. Im Uebermaß genossen wird auch die bestmögliche Speise zum Gift für Deinen Körper. 9. Suche Ertrag in reinlich zubereiteten Obsterezeugnissen, wenn es Dir in obstarmen Jahren nicht möglich ist, frische Früchte zu genießen. — Die Schlussregel enthält eine beachtenswerte Mahnung zugunsten der deutschen Obstkultur: Bevorzuge deutsches Obst und deutliche Obstzerzeugung.

Deutschnationaler Handlungsgehilfen-Verband, 36 Teilnehmer der 6. Studien- und Ferienfahrt des D. N. V. trafen am Montag, den 13. d. M., hier ein und besichtigten die Sehenswürdigkeiten der Stadt. (Sturhaus, Kaiser-Friedrich-Bad, Nerothal, Neroberg, usw.) Das Mittagessen wurde im Hotel Vogel eingenommen. Nachmittags fand eine Besichtigung der bekannten Seifellerei Schönlain in Schierstein statt. Die Reise ging von hier aus weiter nach Rüdesheim (Nationaldenkmal) den Rhein hinab bis Koblenz, die Mosel hinauf bis Bullan-Frier, Luxemburg, Metz, Schladfeld, Saarbrücken, Neustadt, a. S., Ludwigshafen, Mannheim und endet heute mit der Besichtigung des Heidelberger Schlosses in Heidelberg.

Hundertjahrfeier des Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiments Nr. 2. Die früheren Einjährigen wollen dem Regiment anlässlich seiner vom 17. bis 19. nächsten Monats in Berlin stattfindenden hundertjährigen Gedenkfeyer eine Ehrengabe überreichen. Herren, welche einen Beitrag noch nicht geleistet haben, werden gebeten, ihn umgehend an die Disconto-Gesellschaft Berlin, Postfach-Konto 1250, (Jubiläumsspende des Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiments) zu überweisen. Alle früheren Einjährigen, welche Beiträge zeichnen, werden in die dem Regiment zu überreichende Liste aufgenommen und erhalten eine Aufzählung zu der am 18. n. M. in Berlin stattfindenden Zusammenkunft. Bereits jetzt hat sich eine große Anzahl von Teilnehmern gemeldet. Weitere Anmeldungen nimmt die Geschäftsstelle der Jubiläumsspende vormaliger Einjähriger des Franz-Regiments, Kleinwittenberg (Elbe) entgegen.

Von der Straßenbahn angefahren wurde vor längerer Zeit ein hiesiger Stadtverordneter, als er, um in seine Wohnung zu gelangen, auf dem Bismarckring das Gelfe überqueren wollte. Die Folge war zunächst ein Strafverfahren gegen den Stadtverordneten, weil er in fahrlässiger Weise einem Transport ein Hindernis bereitet habe und seine Verurteilung zu einer geringen Geldstrafe. Darauf beschritt der Angeklagte den Weg der Zivilklage und machte Ersatansprüche gegen die Straßenbahnenverwaltung geltend. Das hiesige Landgericht wies die Klage ab, das Oberlandesgericht in Frankfurt aber war der Ansicht, daß ein konkurrierendes Verschulden vorliege und bestimmte grundsätzlich die Haftpflicht der Gesellschaft. Zur Zeit schwebt die Sache zur Festlegung der Höhe des Schadens wieder vor dem hiesigen Landgericht.

Bruch, die mit dem Kreuze Virtuti militari geschmückt war. Goethe war durch eine solche Antwort etwas überrascht. Er schaute mit Wohlgefallen auf den schmunzelnden, sympathischen Offizier, gab ihm die Hand und unterhielt sich mit ihm lange Zeit in der leutseligsten Weise.

Kleine Mitteilungen.

Aus Bad Gms, 17. Juli, wird uns geschrieben: Herr Eduard Lichtenstein, bisher am Agl. Hoftheater in Wiesbaden, trat am hiesigen Kurtheater zweimal als Gast auf, am vorigen Samstag als „Riff“ im „Walzertraum“ und gestern Abend in der Titelrolle des „Zigeunerbarons“, wobei er als Einlage „Mattinata“ von Leoncavallo sang und jedesmal sehr gefeiert wurde. Am Mittwoch Abend wirkte der Wiesbadener Agl. Hofopernsänger Nicola Gelfe-Winkel in einem vom Kurorchester unter Musikdirektor Arthur Wolffs temperamentvoller Leitung gegebenen großen Konzert mit und fand stürmischen Beifall; seine herrlichen Stimmkräfte und sein seelenvoller Vortrag erregten allgemeine Bewunderung.

Der Stiftungsrat der Johannes Fastenrath-Stiftung zum Vechen Deutscher Schriftsteller bringt die Sitzungen dieses Vermächtnisses des am 16. März 1908 zu Köln a. Rh. verstorbenen Schriftstellers Hofrat Dr. Johannes Fastenrath in Erinnerung. Hofrat Fastenrath hat, wie bekannt, letztwillig eine Summe von 300.000 M. zu einer Stiftung bestimmt, aus deren Zinsen alljährlich Schriftstellern und Schriftstellerinnen, die sich mit Arbeiten in deutscher Sprache auf dem Gebiete der schönen Literatur ausgezeichnet haben, ohne Rücksicht auf Staatsangehörigkeit, religiöse, soziale oder politische Richtung unterstützt und vor allem starke literarische Talente gefördert werden sollen. Insbesondere soll mit Mitteln der Stiftung nach Möglichkeit verbütet werden, daß bedeutende Talente verkümmern oder durch die Not des Lebens in ihrem Entwicklungsgange gehemmt werden. Die Ehrengaben sollen möglichst in größeren Beiträgen verliehen werden. Es können an körperlich oder geistig erkrankte, bedürftige Schriftsteller, die auf schriftstellerischem Gebiete bedeutende Leistungen aufzuweisen haben, Unterstützungen gewährt werden. Bewerbungen um die Stiftungsgaben sind bis spätestens den 1. Oktober d. J. an den Vorsitzenden des Stiftungsrates unter der Aufschrift „An den Oberbürgermeister, Köln a. Rhein, Stadthaus betreffend Fastenrath-Stiftung“ einzureichen.

sobald sie irgend können, sobald sich ihnen die erste Gelegenheit dazu bietet!

Stürmischer Beifall und vivo la Franco-Rufe belohnten den Notar für seine hochverräterischen Worte. Nur einer jubelte nicht mit. Der Verlobte der schönen „reuve“, der Chasseurporpal, zog sein Gesicht in finstere Züge. Diese Sprache dünkte ihm geradezu unerhört von einem Manne, der als kaiserlicher Notar deutschen Beamtencharakter erhalten hatte. Auch der Maire, dessen Lippen seinem Vorgesetzten gegenüber von Deutschfreundlichkeit trübten, hatte sich nach der Ansicht des Chasseurporpals eine schwere Pflichtverletzung mit seiner aufreizenden Rede zuschulden kommen lassen, die glücklicherweise von niemand verstanden worden war. Als Vertreter der Vaterland entschieden einzutreten und nicht gegen dasselbe in solch infamer Weise zu gehen, wie dies eben geschehen war.

Dazu schloß sich der Chasseurporpal mehr und mehr über die vertraulich-intime Art verfiel, mir der der Notar sich heute fast ausschließlich mit seiner „Hochzeiterin“ unterblet. Und wie Colette ihm entgegenkam! Wie ihre schwarzen Augen ausleuchteten, wenn sie denjenigen des Weichlings begegneten, von dem man sich in vertrauten Kreisen erzählte, daß er zu der Colmarer Halbwelt in bedenklichen Beziehungen stand und zur Zeit in eine höchst peinliche Lage einer dieser Halbweibchen verwickelt sei. Vielleicht so dachte der Chasseurporpal, vielleicht drohte diese Angelegenheit einen Verlauf zu nehmen, die dem Notar das Pflaster von Colmar zu heiß werden ließ und ihn des halb in die weltgewandten Arme der Mutter Frankreich zurücktrieb. Ihm konnte es nur erwünscht sein, wenn der leichtfertige Franzose bald über die Grenze flüchtete.

Da der verstorbene Bruder sich in den letzten Wochen seines Lebens vor Ueberfällen der von ihm Ausgezogenen dem er seinen Sohn wohl zum Universalerben eingesetzt, hatte der Notar aber zum Pfleger bestellt hatte. So vererbte die Wählerin einen, wie ihm scheinen wollte, höchst verdächtige Einfluß auf die bisher gütigen Vermögensverhältnisse des Verhofbesitzes auszuüben gewußt. Bevor der Vater gestorben war, hatte er zum Verkauf wertvoller Güter gebrängt. Nach Meutons Aufsicht mußte der Betrieb des Gutes wesentlich eingeschränkt werden und Colette hatte zur großen Enttäuschung des Chasseurporpals

Kurhaus, Theater, Vereine, Vorträge usw.

Schneiders Kunstsalon in Frankfurt ist nach gründlicher Renovierung wieder eröffnet. Marie Gräfin zu Erbach hat eine Anzahl Landschaften und Interieurs ausgestellt. Die französische Malerei des XX. Jahrhunderts ist durch Meisterwerke von Courbet, Gauguin, Guigon, Monticelli und Sisley in charakteristischer Weise vertreten. Deutsche Kunst findet ihre Repräsentation in Burnitz, Trübner und Zimmermann; vor allem aber sei eine frische Sommerlandschaft des Altmeisters Prof. Hans Thoma, die in diesem Jahre entstanden, besonders erwähnt.

Mitteilungen aus dem Publikum.

Hofjuwelier Schwanefeldt, Wilhelmstrasse 18
(früher Schürmann)
Spezialität: Silberbestecke und Aussteuern.

Aus den Vororten.**Schierstein.**

Zwangsversteigerung. Am Freitag fand Termin an zur Versteigerung des dem Bootbaumeister Christian Scharfstein junior gehörigen Hauses Rheinstraße 17. Vor der Versteigerung hatten sich aber Zweifel darüber ergeben, wenn die in den Gebäulichkeiten befindlichen Maschinen, auf welche von dritter Seite Anspruch erhoben wird, gehören. Mit Rücksicht darauf, und um Weitläufigkeiten aus dem Wege zu gehen, wurde der Termin vorläufig aufgehoben.

Bierstadt.

Der Gemeinderat beschloß, der Gemeindevertretung vorzuschlagen, den Antrag der Oberförsterei auf Bewilligung eines Zuschusses zur Herstellung des Goldsteinweges abzulehnen. Hingegen sollen die Mittel zur Chaufurierung der Ausfahrt der Haffel in den Goldsteinweg in den nächstjährigen Kulturplan aufgenommen werden. — Die Herren Dr. Böhmer und Dr. Reichenhauer beantragten Abänderung des Fluchtlinienplanes für die verlängerte Blumenstraße bis zur Rheinstraße. Es wird gewünscht, daß diese Straße in unveränderter Breite ausgebaut werde. Dem Antrag wird, da die beiden Herren die Kosten der Abänderung des Planes tragen wollen, zugestimmt.

Raffau und Nachbargebiete.**Hachenburgs Sechshundertjahrfeier.**

Die Tage, da unsere altwestfälische Hochresidenz Hachenburg die Feier der Stadtterverleihung vor 600 Jahren begeht, rücken immer näher. Mit regem Eifer rüsten sich die Städter, um zu zeigen, was sie können und wollen. Es gilt, die Vorwelt dankbar zu ehren, der Welt vorzuführen wie sich die Stadt im Laufe der Jahrhunderte entwickelte, sie anzuspornen, Vergleiche zu ziehen und zu betrachten, wie vieles doch besser geworden ist gegen früher, und endlich, der Nachwelt ein frohes Gedenken zu hinterlassen von einem eigenartigen Fest, das noch nicht da war und so schnell nicht wieder kommen wird. Gegeben wird unsere Feier durch zwei vollständige Veranstaltungen, ein Volksfestspiel und einen Festzug, von denen jenes dreimal, dieser zweimal vor sich gehen soll. In dem herrlichen Burggarten, den Graf Salentin Ernst schmückende Hand nebst dem mächtigen Schlosse erstehen ließ, wo die prächtigen Wipfel der alten Bäume raunen von vergangenen Zeiten, in diesem Park voll herrlicher Szenarien mit dem weiten Ausblick ins Sauerland hinaus und hinüber bis zu den Sieben Bergen ist die Naturbühne aufgeschlagen, vom Schöpfer selbst, und die Menschen brauchen nur die Spieler hineinzustellen. Der heimische Dichter Hofrat Dr. Spielmann hat für Hachenburg ein Stück geschaffen, das mitten hinein in die alte hann-hachenburgische Geschichte führt, den Hachenburger „Femgraf“. Das Volksfestspiel soll unter der Regie des noch jungen Bühnentalentis Herrn Rudolf Dellmuth-Wittgen seine Feuerprobe bestehen, der vor kurzem den „Vogel von Daiser“ in so vorzüglicher Weise gegeben hat. Der Inhalt des Stückes sei kurz skizziert.

Graf Gerhard II. von Sayn befindet sich auf einem Fehdezug gegen den Erzbischof von Köln im Siegerlande. Unterdeß verjährt sich ein Teil seiner Mitterschaft und der Bürger zu Hachenburg gegen ihn, weil sie unter kölnischer Schutzherrschaft Freiheit für sich erhoffen. An der Spitze der heimischen Rebellen stehen der Ritter Bertram v. Seelbach und der Bürgermeister Hans v. Langenbach zu Hachenburg. Bertram, eine echte Quisquidatur, vom Erzbischof von Köln, dem Oberherrscher der Hl. Röm. zum Femgraf im Sauerlande ernannt, will zugleich den ihm ver-

Buntes Genilleton.

Eine Beethoven-Annäherung an den 18. Juli veröffentlicht der „Theater-Courier“. Am 23. Mai 1814, mehr als acht Jahre nach der Eroberung, ging Beethoven's „Fidelio“ in der heute gegebenen Fassung in Szene. Am 18. Juli 1814, also vor jetzt 100 Jahren, wurde dem Meister eine Benefizvorstellung gewährt, die Beethoven selbst in der „Wiener Zeitung“ anzeigt. Die interessante Ankündigung lautete: „Die Direktion des K. K. Hoftheaters hat dem Unterzeichneten eine Benefizvorstellung von der durch ihn komponierten Oper „Fidelio“ bewilligt. Die Vorstellung wird Montag, den 18. d. M., im Hoftheater nächst dem Kärnthenthor stattfinden und ist dazu mit zwei neuen Stücken vermehrt, Logen und geperrte Sitze sind Samstags und Sonntags in der Wohnung des Unterzeichneten, auf der Melzer Gasse im Baron Pasqualattis Hause 94, im ersten Stock, zu bestellen; Schlüssel und Billets aber in der K. K. Hoftheaterkasse abzuholen, wo auch am Tage der Vorstellung die bis dahin noch nicht vergebenen Logen und geperrte Sitze zu haben sein werden. Diejenigen verehrl. Abonnenten, welche ihre Logen zu behalten wünschen, werden gebeten, solches längstens bis Sonntag Vormittag der K. K. Hoftheaterkasse zu wissen zu machen. Ludwig van Beethoven.“

Die Kunst, zu telefonieren. In den Pariser Telefon-Tabellen befinden sich seit dem 15. Juli neue Anweisungen der Direktion des Telephonbureaus über die „Kunst zu telefonieren“. Die neue Art, Anschlüsseverbindungen verhindern zu wollen, die die Direktion jetzt ausgearbeitet hat, steht ganz ohne Zweifel bei den Pariser Telefonisten im Vordergrund. Danach soll man, wenn man beispielsweise die Nummer 721 haben will, sagen: „Sieben, wie vier und drei und einundzwanzig“. Oder bei der Nummer 1906: „Dreizehn, wie sieben und sechs, 06, wie zwei mal drei.“ Da das ständige Telefonamt in Paris bei dieser neuen Anordnung nicht konsequent geblieben ist, sondern einmal addiert und einmal multipliziert und das letztere dazu noch in falscher Anwendung, so wird dieses System ganz ohne Zweifel in der ersten Zeit seiner Anwendung zu den verhängnisvollsten Zwischenfällen Anlaß geben. Das, was man vermeiden will, die falschen Verbindungen, werden sich sicher stark häufen. Denn dieses System der Inkonsequenz wird, selbst wenn man den Durchschmitt-Pariser für zehnmal klüger hält, als die Bürger anderer Städte, doch zu den schönsten Mißverständnissen führen.

hatten Amtmann Godard Schönwald v. Albrechtrode beiseite und sich der reichen Witwe Mechtilde v. Goldinghausen, dessen Gatten er ermordet hatte, bemächtigen. Er löst Godard und Mechtilde nach der Fremdtat, wo beide voreinander unbewußt zusammentreffen, beschuldigt sie der Buhlerei und des Mordes von Mechtilde's Gatten und will sie, da Mechtilde seine Werbung zurückweist, vom Fremde zum Tode verurteilen lassen. Unterdeß wird in Hachenburg der Rat geführt; doch gelingt es Godard's Bruder Ermbrecht, zum Grafen zu entkommen. Dieser, nach Beendigung der Fehde schon heimwärts unterwegs, kommt gerade noch zur rechten Zeit, um Bertram's Pläne zu durchkreuzen. Da er seinerseits vom Kaiser zum Statthalter der Hl. Röm. ernannt ist, so steht er über Bertram und kann diesen zur Rechenschaft ziehen. Nun sollen die Anlagen der durch Bertram Bedrückten wie Keulenschläge auf des grimmigen Ritters Haupt, und im wilden Troste gibt er alles zu, postet sogar noch auf seine Untaten, alle Gnade verschmähend. Der Graf spricht das Todesurteil über ihn aus; aber da unterdeß seine Partei in Hachenburg gestiegen hat, verzichtet er den anderen Hebelstärken und kann nun triumphierend in seine Hauptstadt einziehen. Der Festzug wird in 14 Nummern die Entwicklung Hachenburgs vor Augen führen. Etwa 300 Personen und 50 Pferde sind daran beteiligt.

Arbeitseinstellung am Brückenbau.

T. Vingen, 17. Juli. Seit einigen Tagen ruht die Arbeit an der neuen Rheinbrücke Vingen-Müdesheim, sowie am Bau der Anschließende Sarmstheim-Kempfen vollständig. Dort, wo bis vor kurzer Zeit die regste Tätigkeit herrschte, wo Tag und Nacht gleichmäßig gearbeitet und geschafft wurde, wo der Mensch mit Hilfe der Elektrizität und Dampf ein imposantes Werk zu meistern suchte, herrscht augenblicklich lautlose Stille. Nachdem die Arbeiter eine Erhöhung der Löhne forderten, in die die Firma Grün und Wilsinger nicht einwilligen konnte, legten die Arbeiter die Arbeit nieder. Augenblicklich befinden sich etwa 600 Arbeiter im Ausstand. Die Verhandlungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer haben bis jetzt noch zu keiner Einigung geführt. Auf der rechten Rheinseite sind die Arbeiten noch in vollem Gange.

b. Höch, 18. Juli. Die Aussicht zugebaut. Wie es heißt, sollen die Hauseigentümer längs der Bahnanlagen eine Eingabe an die Bahnverwaltung beabsichtigen, inwiefern man sich mit dem Eisenbahngelände zufriedensetzen muß. Die Mieter sind nämlich mit Beschwerden an die Hauseigentümer herangetreten, weil ihnen von ihren Wohnungen aus durch die Auffüllung des hohen Bahndammes früh die neuen Gleisanlagen die ganze Aussicht nach dem Taunus weggenommen ist. Man ist auf die Antwort der Verwaltung gespannt, ob bei eventuellem Auszuge eines Mieters aus diesem Grunde der Besitzer des Hauses sich an der Bahnverwaltung schädlos halten kann.

c. Nieb, 18. Juli. Persönliches. Der sozialdemokratische Gemeindevertreter Ch. Bender hat sein Mandat niedergelegt, weil er als Kanalwärter in den Dienst der Gemeinde treten wird.

d. Braubach, 18. Juli. Das Kurhausprojekt an dem Mineralbrunnen im Dinkelhofertale scheint seiner Verwirklichung etwas näher gerückt zu sein. Wie neuerdings verlautet, soll das Kurhaus ganz bestimmt gebaut werden. Gelände hat man bereits erworben.

Sport.

Fußballwettkampf. Am morgigen Sonntag, nachmittags 4 Uhr, findet hier auf dem Sportplatz an der Frankfurter Straße das Endspiel um die Süddeutsche Meisterschaft der Klasse B statt. Der F.C. Kreuznach wird dem F.C. Langendiebach in diesem wichtigen Kampfe gegenüberstehen. Der F.C. Kreuznach errang in diesem Jahre die Meisterschaft des Westkreises in seiner Klasse, während der F.C. Langendiebach Nordkreismeister wurde. Beide Vereine spielten schon zweimal gegeneinander; jeder gewann dabei eines der Spiele, so daß nun ein Entscheidungsspiel auf neutralem Platz stattfinden muß. Bei dem hohen Lohn, der dem Sieger zufällt, wird der Kampf sehr hartnäckig werden. Da das Spiel zugleich das beste Zeugnis von der ansehnlichen Spielfähigkeit unserer süddeutschen B-Klasse liefern wird, so sieht man ihm mit großem Interesse entgegen. — Außerdem findet auf dem Sportplatz an der Frankfurter Straße ein weiteres Pokalspiel statt. Die ausgezeichnete zweite Mannschaft des Sport-Vereins Wiesbaden spielt gegen den Fußballklub Dieblich 1901. Dieses Spiel beginnt um 6 Uhr.

e. Bad Kreuznach, 18. Juli. (Privattelegr.) Katzenberg-Rennen. 1000 M. 2800 Meter. 1. M. Goeßens Renaissance (St. Graf Gold), 2. Herzogin von Gerolstein, 3. Die Ruhe. 5 Liefen. Tot. 17:10, Pl. 12, 14:10. — Kaiseran-Jagdrennen. 1200 M. 3400 Meter. 1. C. Beders Old Rum (St. v. Westernhagen), 2. La Gritto, 3. Pitt. 6 Liefen. Tot. 11:10, Pl. 11, 11:10. — Fels-Jagdrennen. 1500 M. 3800 Meter. 1. Rittm. v. Kammers Traum (St. Weinischend), 2. Rolf, 3. Wen'r will. 5 Liefen. Tot. 34:10, Pl. 19, 38:10. — Dranten-Jagdrennen. 1000 M. 3600 Meter. 1. St. Bischoff u. St. Sanders Bearoff (St. Bischoff), 2. David II, 3. Saville. 4 Liefen. Tot. 41:10, Pl. 17, 16:10. — Schloß Wödelheim-Jagdrennen. 1000 M. 3200 Meter. 1. Frhr. Cl. v. Romberg's La Patinère (St. v. Gerber), 2. Mogador II, 3. Dream und Ba'len t. 6 Liefen. Tot. 21:10, Pl. 17, 25:10. — Preis von Vingen. 1200 M. 3400 Meter. 1. A. u. M. H. Schneiders Sirius (St. Sichter), 2. Nada, 3. Marquis. 6 Liefen. Tot. 19:10, Pl. 18, 18:10.

b. Doberan, 18. Juli. (Privattelegr.) Paul Friedrich-Rennen. 5000 M. 2000 Meter. 1. Graf Seibitz-Sandrezakis Jnder (St. Lane), 2. Chateauguay, 3. Frischgefell. 5 Liefen. Tot. 28:10, Pl. 14, 19:10. — Alexandrin-Rennen. 2100 M. 2000 Meter. 1. A. v. Schmieders Dornröschen (St. Purgold), 2. Matador, 3. Prekon. 5 Liefen. Tot. 45:10, Pl. 15, 12:10. — Erinnerungs-Rennen. 5000 M. 950 Meter. 1. G. G. Gradij' Admiral (Winter), 2. Verändnis, 3. Silbe II. (Der Bericht über die weiteren Rennen war bis zum Schluß dieses Blattes noch nicht eingetroffen. Red.)

c. Le Tremblay, 18. Juli. (Privattelegr.) Prix Caroline. 3000 Fr. 1800 Meter. 1. W. Bettens Pourquoi Pas (St. Barat), 2. Rofeleaf, 3. Ricomede II. 7 Liefen. Tot. 35:10, Pl. 18, 39:10. — Prix Bruce. 3000 Fr. 1400 Meter. 1. Besnards Phenomene II (Gaget), 2. Rib Wolf, 3. Matmata. 10 Liefen. Tot. 22:10, Pl. 62, 74, 35:10. — Prix Seraphine. 3000 Fr. 900 Meter. 1. M. Gailkauts Witt Gail (Novell), 2. Jambage, 3. Difala. 15 Liefen. Tot. 24:18, Pl. 78, 46, 36:10. — Prix Buccaneer. 5000 Fr. 2000 Meter. 1. M. Gailkauts Moia (St. Neiff) geht allein über die Bahn. — Prix Bougie. 4000 Fr. 1000 Meter. 1. Edmond Blancs Panig (Etern), 2. Ultragale II, 3. Mainier. 12 Liefen. Tot. 16:10, Pl. 12, 18, 14:10. — Prix Sec-Saw. 4000 Fr. 2800 Meter. 1. G. Pionaris Priuorotto (Marf), 2. Madame Campan, 3. Servena. 8 Liefen. Tot. 59:10, Pl. 20, 20, 32:10.

Luftfahrt.**Deutsche Flieger in Malmö.**

o. Berlin, 18. Juli. Heute früh starteten in Johannis- thal die Flieger Schüler und Vieting mit Begleiter zu einem Flug nach Malmö, wo sie an der dortigen Flugkonferenz teilzunehmen gedenken.

Vermischtes.**Das geheimnisvolle Freibillet.**

Die Geschichte hat sich vor kurzem in London abgespielt. Ihre Helden und Opfer sind ein blutjunges Ehepaar, das gestern oder vorgestern geheiratet hat. Noch waren sie von ihrem Glücke so erfüllt, daß sie nicht Zeit gehabt hatten, ihr reizendes Nest, ihre hübsche neue Wohnung am Wimbeldon-Park in Ordnung zu bringen; auf allen Möbeln und Tischen lagen die zahllosen Hochzeitsgeschenke noch umher, im Wohnzimmer, im Salon, im Speisezimmer, im Vorraum; ja selbst das Badegemach war mit Gaben und Paketen gefüllt. Es war gegen 5 Uhr nachmittags, als es an der Wohnungstür klingelte; ein junger Postbote gab einen Hochzeitsbrief ab. Die glücklichen jungen Gatten öffneten den Umschlag und in die Hände fielen ihnen die Billets für eine Lodge; auf der Rückseite las man nicht mehr als den kurzen Satz: „Ratet einmal, wer euch die Lodge schickt.“ Die beiden Liebenden erschöpften sich zunächst in Vermutungen über die Persönlichkeit des liebenswürdigen Spenders. Sollte es Mr. Shandy sein? Oder die gute Mrs. Page? Oder gar Onkel Tommy? Vielleicht Tante Betty? Im Zweifel begannen die beiden schließlich Toilette zu machen; häßig dinierte man, sprang in ein Auto und kam auch noch rechtzeitig ins Theater; gerade als der Vorhang emporging. Das Stück war ganz nett; die beiden Ansassen der Lodge waren noch so jung verheiratet, daß sie wohlwollend und unter Laune waren; sie lachten, sie amüsierten sich ausgezeichnet, und schließlich traten sie dann die Heimfahrt nach Wimbeldon-Park an. Und da bei beschäftigt wieder ihre Gemüter die Frage: „Wer war der Spender? Wer hat uns die Lodge geschickt?“ Aber wie am Nachmittag, so schien auch am Abend das Problem nicht lösbar. Als sie endlich daheim waren, bemerkten sie überrascht, daß eine wohlthätige Hand inzwischen in der Wohnung Ordnung geschaffen hatte. Alles war aufs Beiste aufgeräumt. In seinem Zimmer lag mehr ein Hochzeitsgeschenk, im Salon kein Silbergerät, im Speisezimmer kein Silberzeug, ja selbst die Banknoten, die Henri in einer Schublade liegen gelassen hatte, waren von dem unbekannten Ordnungsfex entfernt. Im Salon aber, sojagant und deutlich sichtbar auf einem Tische, lag ein Billet, das nicht anderes enthielt als die schlichten Worte: „Nun wissen Sie, wer...“

Die Schiffsalake.

Unter den unzähligen Gesellschaften, Genossenschaften und Vereinen, die in der Riesenstadt London ihr Wesen treiben, ist natürlich eine ganze Reihe von solchen, die sich mit überflüssigen und übernatürlichen Dingen beschäftigen, mit Dingen, die man nicht wissen kann, und die mehr in der Einbildung der Mitglieder als in der Wirklichkeit Bestand haben. Eine dieser Gesellschaften, die den Titel The Occult Club angenommen hat, versammelt sich in regelmäßigen Zwischenräumen in ihrem Vereinslokal, wobei dann ganz unterhaltende Geschichten, zum Teil natürlich Geistergeschichten, mitunter so gut und so pädagogisch erzählt werden, daß selbst hartgesottene Ungläubige ein gelindes Grinsen anwandelt. Nach der letzten Sitzung dieser Art und dem eigentlichen Vortrag wurden dann, wie gewöhnlich, noch in zwangloser Weise Beobachtungen und Erlebnisse ausgetauscht, und dabei erzählte eine Dame von dem jüngst im St. Lorenzstrom verunglückten Dampfer „Empress of Ireland“ eine Kagen Geschichte, die zu Ruh und Frommen aller Kagenfreundinnen unter den Lesern hier kurz mitgeteilt sei: Als der große, schöne und sehr beliebte Personendampfer im Begriff stand, von Quebec auszulassen, kam auf einmal die Schiffsalake, die zwei Junge im Mantel trug, herbeigeeilt und ließ die Landbrücke hinunter an Land. Man gab sich alle Mühe, sie wieder zurückzubringen, doch obgleich sie sich bis dahin auf den Hin- und Herreisen des Schiffes anscheinend in seinem Schoße sehr wohl gefühlt und auch im Hafen nie ihr Heim verlassen hatte, war sie diesmal durch kein Zureden und keine Lockungen zu bewegen, an Bord zurückzukehren. Man ließ ihr schließlich den Willen, und sie antwortete sich am Staben in einem Lagerkammer ein und entrann dem jähen Verderben.

Letzte Drahtnachrichten.**Der neue deutsche Gesandte für China.**

Wie die „Tägl. Adsch.“ von unterrichteter Seite hört, soll der Nachfolger des vor einigen Tagen in Berlin verstorbenen bisherigen deutschen Gesandten in Peking Herrn v. Saxhausen bereits in der aller nächsten Zeit ernannt werden. Es dürfte nach einem Telegramm aus Berlin feststehen, daß der jetzige Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, Wirklicher Geheimer Legationsrat Zimmermann mit dem Posten betraut wird, der dann seinerseits durch den bisherigen deutschen Gesandten in Argentinien, Frhrn. von dem Busche-Sadendausen, ersetzt werden wird.

Waffenverurteilungen.

In dem Dorfe Daan bei Düsseldorf sind etwa 70 Personen an Fleischvergiftung erkrankt. Die Untersuchung hat festgestellt, daß das beschlagnahmte Fleisch Ruhrbakterien enthält.



Eine Erklärung der deutschen Pressevertreter in Paris.

Eine Anzahl von Pariser Vertretern der deutschen Presse bittet um Wiedergabe der nachstehenden Erklärung:

Die Vertreter der deutschen Presse in Paris sind gegenwärtig einer, in der Geschichte des Journalismus ganz neuen Verfolgung ausgesetzt.

Ein Pariser Tagesblatt hat die Beurteilung Haasis durch das Reichsgericht zu einem persönlichen Feldzug gegen die Pariser Vertreter der deutschen Presse benutzt, deren Haltung gegenüber Frankreich dem betreffenden Pariser Blatt nicht gefällt. Dieses Blatt, das in Opposition steht zur französischen Republik und deren Regierung, droht tagtäglich, die Vertreter dieser deutschen Blätter aus Frankreich hinauszujagen, auf jede Weise, selbst mit gewalttätigen Mitteln. Die Herausgeber dieses Blattes haben zunächst Drohungen erlassen, und wir wissen nicht, wie weit sie in der Ausführung ihrer Drohungen gehen werden.

Es ereignet sich zum ersten Male, daß in dieser Weise versucht wird, gegen Vertreter der Presse im Ausland persönliche Repressalien zu üben.

Die Vorstände der drei Vereine ausländischer Journalisten in Paris haben es deshalb auch für nötig erachtet, die jetzt allein bedrohten deutschen Journalisten zu unterstützen. Denn das Verfahren könnte morgen gegen die journalistischen Vertreter einer andern Nation ebenfalls angewendet werden.

Die französische Presse hat sich, wie festgestellt sei, im allgemeinen neutral verhalten.

Wir selbst sind außer Stande, uns gegen eine derartige individuelle Verfolgung wirksam zu verteidigen, nicht nur, weil wir als Deutsche in Paris wegen politischer Meinungsverschiedenheiten keinen persönlichen Zank mit der französischen Presse aufnehmen lassen wollen, sondern auch weil wir die Unabhängigkeit der Presse ohne Unterschied der Meinungen achten und es ablehnen müssen, uns als Weisel für die Haltung der deutschen Presse behandeln zu lassen. Wir kennen und achten die Rechte der Regierungen gegenüber den Ausländern, aber wir weichen keinen privaten Einschüchterungsversuchen und werden unbeirrt unsere Berichterstattung aus Frankreich nach bestem Wissen und Gewissen fortsetzen.

Wir müssen schließlich unserm Bedauern Ausdruck geben, daß sich während dieser Tage ein Vertreter der deutschen Presse, der Korrespondent der Deutschen Tageszeitung in Berlin, nicht gescheut hat, uns in den Rücken zu fallen und den von uns geschätzten Vertreter des Berliner Tageblatts geradezu unsern Angreifern auszuliefern.

Gezeichnet ist diese Erklärung von 17 Vertretern deutscher Zeitungen. Bemerkte möge noch werden, daß die Deutsche Tageszeitung sofort die Beziehungen zu ihrem Korrespondenten gelöst hat.

Entappte Mädchenhändler.

Zwei vor kurzem in Genf angekommene Deutsche machten im Englischen Garten die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, dem sie in Mailand bei einer bekannten Familie eine gute Stellung anboten. Das Mädchen schöpfte Verdacht und benachrichtigte die Polizei, die die beiden Deutschen in dem Augenblick verhaftete, als sie mit dem Mädchen die letzten Reiseabschiede vereinbarten wollten. Die Polizei ist der Ansicht, es mit gewerbsmäßigen Mädchenhändlern zu tun zu haben, deren Signalement sofort den deutschen Behörden übermittelt wurde.

Die entführte Admiralstochter.

Der Ingenieur Mivi, der durch seine elektrischen Versuche in weiten Kreisen bekannt geworden ist, ist mit der Tochter des Admirals Barnari, die er entführte, in Bologna aufgetaucht. Von dort hat die Tochter des Admirals ihren Vater für sich und ihren Geliebten um Verzeihung wegen ihrer unerlaubten Abreise gebeten. Der Admiral hat sich sofort nach Bologna begeben, um seine Tochter heimzuholen.

Frauen als Universitätsprofessoren.

Der russische Minister für Volksaufklärung hat zwei Frauen als Universitätsprofessoren bestätigt. Es sind dies die Frau Dr. med. Stanislawskaja und die Mathematikerin Basjuknowa. Dies ist der erste Fall, daß in Rußland Frauen zur Universitätsprofessur zugelassen werden.

Zum Attentat auf Rasputin.

Wie aus Rußland gemeldet wird, verdichtet sich der Verdacht, daß der Mönch Iljodor aus Sak das Attentat auf Rasputin hat verüben lassen, immer mehr. Nach Zarizyn sind Polizisten beordert worden, die Iljodor und seine Anhänger ständig beobachten. Eine größere Anzahl derselben wurde in der Umgegend der Stadt festgenommen.

Die Folgen des Bäckerausstandes in Moskau.

Infolge des Bäckerausstandes ist in Moskau ungeheure Brotverteilung eingetreten und es steigen täglich die Preise. Die ärmere Bevölkerung ist in eine schlimme Notlage geraten. Eine große Anzahl Bäckereien hat den Betrieb einstellen müssen. Insgesamt feiern 8000 Bäckerstreiken.

Volkswirtschaftlicher Teil.**Koloniale Gesellschaften.**

† Vom Hamburger Markt für Kolonialwerte berichtet das Deutsche Kolonialkontor, G. m. b. H., aus Hamburg, 17. Juli. Diamant-Werte waren in der Berichtswoche unverändert. Von Kaffee Land und Wägen Anteilen kam einiges Material an den Markt, das den Kurs etwas drückte. Stapi-Werte und South West Africa shares infolge der allgemeinen Börsenlage leicht rückgängig. — Öl- und Schieferöl-Werte durchweg unverändert. Die Deutsch-Schwarzwälder Handels-Ges. Ant. infolge der unverändert erklärten Dividende von 10 Proz. zu letzten Preisen gefragt. Für Zentralafr. Bergwerks-Anteile bestand bei niedrigeren Preisen geringe Nachfrage. Die Anteile der Gesellschaft Nordwest-Kamerun Vit. A. u. V. wurden zu erhöhten Preisen etwas lebhafter umgekehrt. — Für einzelne Südpaz-Werte sind leichte Rückgänge zu verzeichnen. So Phosphat-Werte, von denen besonders die Südpaz-Phosphat shares. Neu Guinea-Anteile weiterhin abgekauft. Das in der Vorwoche offerierte Material von Deutschen Samoa-Anteilen ist inzwischen plazierte und sind solche zu gebesserten Preisen gesucht. — Von sonstigen Werten mußten Elman-Salpeter-Aktien weiterhin nachgeben.

Beschwerden

über unpfändliche Zustellung der „Wiesbadener Zeitung“ erbitten wir uns in jedem einzelnen Falle sofort, damit wir unverzüglich Abhilfe schaffen können. Wir sehen streng darauf, daß die Zeitungsträgerinnen ihren Dienst aufs genaueste erfüllen und daß sie Wünschen unserer verehrlichen Abonnenten bezüglich Abgabe des Blattes unbedingt nachkommen.

Verlag der Wiesbadener Zeitung.

Telegraphische Kursberichte.

Berlin, 18. Juli. Die Stimmung hat wieder umgeschlagen. — Die Börsen sind wieder politisch-nerös geworden. Zwar hielt in Wien die Beruhigung an und von dort wurde keine nennenswerte Abschwächung gemeldet. Aber am hiesigen Platz neigt man zu einer pessimistischeren Auffassung der Lage, veranlaßt durch Abgaben von erster Bankseite. Besonders auf dem Montanmarkt gingen die letzten Anzeichen wieder verloren. Phönix wiesen vorübergehend bis drei Prozent unter gestern. Bankaktien notieren im Durchschnitt um ein Prozent schwächer. Auf fallend war die Mattigkeit in Elektrizitäts Aktien. Wesentlich nachgeben mußten ferner Schantungbahn, Gr. Berl. Straßenbahn, Hamburger Paketfabri. Nordd. Lloyd. Eine starke Einbuße erlitten Drenstein u. Koppel. Die von Wien abhängigen Werte blieben nahezu behauptet. — Privatskont 2 1/2 Prozent. Reichsanleihe schwach, 76 1/2 zu 76.

Berlin, 18. Juli. 3 Uhr nachm. Nachbörse. Kreditaktien 185.50. Handelsbank 146.75. Deutsche Bank 231. — Diskontokommandit 180.87. Dresdener Bank 144.50. Staatsbahn 141.75. Canada 186.50. Bochumer 216.50. Laurahütte 141.30. Gelsenkirchen 177.12. Harpener 172.62.

Paris.	Bl. Kurs.	Eff. Kurs.
3proz. Rente	82.62	82.07
3proz. Italiener	94.70	94.30
4proz. Russen konj. I u. II	87. —	86.90
4proz. Spanier	87.70	87.60
4proz. Türken (unif.)	80.60	80.80
Türkische Lose	195. —	195. —
Metropolitain	484. —	476. —
Banque Ottomane	578. —	577. —
Rio Tinto	1719. —	1712. —
Chartered	21. —	21. —
Debeers	412. —	410. —
Goldrand	46. —	46. —
Goldfields	56. —	55. —
Randmines	152. —	151. —

Haut.

Briefkasten und Rechtsauskunft.

Militärsfreund. Soweit die Kommunalverbände nicht anderweitige Verträge abgeschlossen haben, bestimmt der Minister des Innern, daß die in den meisten Provinzen erlassenen Transportkostenordnungen für den Transport von Gefangenen auch auf den Transport der Fürsorgezöglinge sinngemäß anzuwenden sind. Bestehen in der einen oder anderen Provinz weder Gefangenentransportkostenordnungen noch anderweitige Verträge, so sind die Kosten des Transports der Fürsorgezöglinge im Wege freier Vereinbarung festzusetzen.

Druck und Verlag: Wiesbadener Verlagsanstalt G. m. b. H. (Direktion: Seb. Niedner) in Wiesbaden. Chefredakteur: Bernhard Grothaus. — Verantwortlich für Politik: Bernhard Grothaus; für Feuilleton und Volkswirtschaftlichen Teil: H. E. Effenberger; für den literarischen redaktionellen Teil: Carl Diebel; für den Anzeigen teil: Willa Schaubert. Sämtlich in Wiesbaden.

Es wird gebeten, Briefe nur an die Redaktion, nicht an die Redakteure persönlich zu richten.

Geschäftliche Mitteilungen.

Die herrliche Zeit der Trauben ist wieder da, und ist die Traubentur, ein Faktor Wiesbadens, wieder im Vegetarischen Kur-Restaurant in der Taunusstraße eröffnet.

— Stuttgarter Mit- und Rückversicherungs-Aktiengesellschaft. Bei der Stuttgarter Mit- und Rückversicherungs-Aktiengesellschaft war im Monat Juni 1914 in sämtlichen Abteilungen (Einbruchdiebstahl, Glas-, Wasserleitungsschaden, Sturm-, Hagel-, Brand-, Kautions-, Veruntreuung- und Wertgegenständeversicherung) folgende Geschäftsbewegung zu verzeichnen: Versicherungsscheine wurden 1173 ausgestellt; die Versicherungssumme stieg von 950 405 902 M. auf 967 543 673 M., die Jahresprämie von 2 571 801 M. auf 2 619 581 M.

Bank für Handel und Industrie**(Darmstädter Bank)****Aktienkapital und Reserven: 192 Millionen Mark.****Gewissenhafte Beratung**

in allen

Vermögens-Angelegenheiten.**Spezial-Abteilung**

für

fortlaufende Ueberwachung**des gesamten Effektenbesitzes unserer Kundschaft.****Annahme von Bareinlagen****in jeder Höhe zu günstigen Zinssätzen.**

Die Bank für Handel und Industrie ist laut Erlass der Grossh. Hess. Regierung zur Anlegung von Mündelgoldern nach § 1808 B. G. B. in Hessen für geeignet erklärt worden.

1178

Mitteldeutsche Creditbank

— Kapital und Reserven 69 Millionen Mark —

Filiale Wiesbaden.

Friedrichstrasse 6

Telephon 66 u. 6604.

An- und Verkauf von Wertpapieren.
Günstige Verzinsung von Bareinlagen. Vermögensverwaltung
Safes unter Mitverschluss des Mieters.
Sorgfältige Erledigung aller bankgeschäftl. Angelegenheiten.

1419

In bester Lage.

Nikolastr. 11. 2. u. 3. per 1. Oktober eine herrschaftl. Wohnung von 5 großen Zimmern, Balkon u. förmlich. Küche preiswert zu vermieten. Näheres daselbst im Dose Parterre. 12017 (1029)

Geldschranke

2 Stück, 1 großer mit Tresoren, großen Bücherraum, Professorisch Kombination; 1 mittlerer Schrank von andernweitiger Ausstattung billig zu verkaufen. Hermannstraße. 2216

Pension Villa Humboldt,

Krausfurter Straße 22.
Schöne Lage, Garl., Bad., Elektr.
Wicht. Telei. 3172. Bri. J. Forst

**J. & G. Adrian,**

Bahnhofstr. 6.

Telephon 50.

Möbeltransporte von und nach allen Plätzen.**Umzüge in der Stadt.****Uebersee-Umzüge per Luft ohne Umladung.**

Kostenanschläge gratis. 4036

Herzogl. Braunsch. Baugewerkschule Holzminden.

Erricht. 1831 Hochbau Verflechtungs- Tiefbau Direktor 1831 Hofstalt C. Baermann
Semmerunterricht 2. April. Reifeprüfung. Winterunterricht 13. Oktober.
Gleichberechtigt mit den Königl. Preuß. Baugewerkschulen.

1134

Wiesbadener



Hoflieferanten

Philipp Ullrich



vorm. Oscar Siebert Nachf.
Taunusstr. 50
Telefon 304 -



Zu mässigen Preisen

Hochfeine Qualitäten in Aufschnitt
Delikatessen, Konserven
Kolonialwaren

A. Weber & Co.

G. m. b. H.

Blumenhandlung

Telefon Nr. 13 **Wilhelmstr. 6** Telefon Nr. 13
Hoflieferant Sr. Majestät des Königs von Preussen
Hoflieferant Sr. Majestät des Königs von Dänemark
Hoflieferant Sr. Majestät des Königs von Griechenland
Hoflieferant Sr. Königl. Hohheit des Grossherzogs von Baden
Hoflieferant Sr. Königl. Hohheit des Landgrafen von Hessen

Blumenarrangements und Dekorationen
jeder Art und Preislage

Karl Grautegein

Inh.: Elisabeth Grautegein Wwe.

Hoflieferantin Sr. Majestät des Kaisers und Königs

Herrnmühlgasse 3
Fernsprecher 2756



Ausstellung Wiesbaden
1909:
Goldene Medaille

Gegründet im Jahre 1837
Die Firma ist seit 1878 Hoflieferantin des Königlichen Hauses,
vor 1878 Herzoglich Nassauische Hoflieferantin

Kupferschmiede Verzinnerei Installation
Kunstgewerbliche Ausführungen
Spezialgeschäft
nur gediegener Küchen-Einrichtungen

L. RETTENMAYER

Königl. Hofspediteur

Spedition, Verpackung,
Möbeltransport, Lagerung

Hauptb. Nikolasstr. 5 Telefon 12 u. 2376

Amtl. Reisebureau
der Staatsbahnen

Fahrkarten-Vorverkauf in der Stadt
Dampferpassagen etc.
Kaiser-Friedrich-Platz 2 - Telefon 242

G. A. LEHMANN

Hofkonditor Sr. Majestät des Kaisers und Königs

Wilhelmstrasse 48

Café-Salon ♦ Schokoladen-Fabrik
Gesetzlich geschützte Spezialitäten

Mohr & Speyer

Hoflieferanten

Cöln

Frankfurt/M., Essen, Wiesbaden

Anfertigung feinsten
Uniformen jeder Art

Besondere Abteilung
für Civilbekleidung

Fritz Bossong

Bäckerei • Konditorei

Gegr. 1837 **Kirchgasse 58** Telefon 486

Hoflieferant Ihrer Maj. der Königin von Schweden

Königl. Rum. Hoflieferant

Hoflieferant der Frau Grossherzogin M. von
Luxemburg, Herzogin von Nassau

Sämtl. Back- u. Konditorwaren
- zu jeder Tageszeit frisch -

Kurhaus-Restaurant

W. Ruthe, Weingrosshandlung

Hoflieferant Sr. Majestät des Königs von Preussen
WIESBADEN

Spezialität: Pflege und Vertrieb von Original-
Naturweinen; Erwerb der kostbarsten Gewächse
des Rheingaaues

Preislisten gerne zu Diensten

Sämtliche
Gummiwaren u. Artikel
- für Krankenpflege -
empfehlen

Baumcher & Co.

Hofl. Sr. Kgl. Hoh. des Grossherzogs v. Mecklenburg-Schwerin
Ecke der Langgasse und Schützenhofstrasse

Grosse Auswahl in
Gummischuhen u. Gummimänteln.

Heinrich Vollmer

Hofl. Ihr. Hochfürstl. Durchlaucht der Frau
Prinzessin Elisabeth zu Schaumburg-Lippe

Friedrichstr. 37 Wiesbaden Friedrichstr. 37
Telefon Nr. 80 und 81

Ochsen-, Kalb-, Hammel-
und Schweine-Metzgerei

verbunden mit der Herstellung von
Schinken und sämtlichen Wurstwaren



Fritz Krieger

Hoflieferant und Hoftraiteur

Hauptbahnhof-Restaurant Wiesbaden

Erstklassiger Treffpunkt der Fremden

Angenehme Räume - Prachtvolle Terrasse - Internat. Verkehr

Weinhandlung

Portrait-Ateliers

KURTZ- HASSELMANN

speziell direct nach d. Leben

in

Photographie, Pastell- u. Oel-Malerei
gemalte Kunst-Vasen

Friedrichstr. 14 Telefon
791
Beste Referenzen aus vornehmsten Kreisen



Georg Kühn

Hofspenglermeister Seiner Majestät des
Kaisers und Königs

Kirchgasse 9 Telefon 346

Ausführung feiner sanitärer Anlagen
Gas-, Wasser-, Warmwasser- u. Kanalanlagen

Bau-Spenglerei

Reparatur-Werkstätte

Kosten-Anschläge bereitwilligst

Franz Schirg

Webergasse 1 (im Hotel Nassau)

Geschäftsgründung 1877 Fernsprecher Nr. 549

Spezial-Geschäft

für

Unterkleidung, Strumpfwaren, Trikotagen
Herren- und Damen-Mode-Artikel



Bau- und Möbelschreinerei
mit elektrischem Maschinenbetrieb

Georg Moog

Hofschreinermeister Sr. Maj. des Kaisers u. Königs
WIESBADEN

Nerostrasse Nr. 16 Telefon Nr. 642
Goldene Medaille Wiesbaden 1909.

Aus dem Reiche der Frau.

Die Mode beim Sommersport.

Bearbeitet und mit Abbildungen versehen von der Internationalen Schnittmanufaktur, Dresden-R.

Das Sportkostüm ist im Laufe der Zeiten ein unentbehrliches Ding geworden. Wer ins Gebirge oder an die See geht, eine Sommerfrische zu längerem Aufenthalt aufsucht oder auf Schutterns Rappen reist — überall wird ein Sportanzug die mehr oder minder große Notwendigkeit sein. Man spielt im Seebad wie in der fashionalen Sommerfrische Tennis, Golf, Hockey, man rudert und schwimmt, wo sich nur Gelegenheit bietet, man reitet und radelt, macht Hochtouren oder wird als „Tallsteiger“ zum Kilometerfresser — alles im zweckmäßigen Sportanzug, dessen Eleganz so manchmal der sonst als Vorzug geltenden „Tunfel-nagelneuhheit“ gänzlich abhandelt. Mit welcher Hülfe wird betrachtet zum Beispiel die blutige Anfängerin im Bergsport die etwas mitgenommene Kletterhose und das verlässliche Gamsbarthl ihrer Begleiterin, die gegenüber ihrer neu erworbenen Felsheit mit ihren überhandenen Gefahren, Strapazen und Abenteuer renommieren! Und hat sich ein Sportbad die ersten Erfahrungen hinter sich, dann weiß es auch, was der Anzug hinsichtlich der Leistungsfähigkeit bedeutet. Für Hochtouren wird die unerlässliche Hose gern in der unten zu findenden, ziemlich anliegenden Breechesform gewählt, weil sie bequemer und eleganter als das Reifenschnittkleid ist. Dazu eine halbloose Gürtel-lade aus dem gleichen Stoff, mit großen und kleinen Taschen. (Siehe Modell Nr. 19109.) Unter ihr eine flanel-lulose mit weichem Kragen oder den Sweater. Für die Tal-wanderungen kommt ein stark luftfreier Rod hinzu, vorn heruntergeklappt, sodass er unten auch offen getragen werden kann. Bei der Touristik kann diese Mode durch eines der modernen Capes mit sich vorn kreuzenden Bändern ersetzt werden, im übrigen darf ihr Anzug mehr auf Farben-freundlichkeit getrimmt sein. Denn der gefährliche Bergsport heischt ernste neutrale Farben, die Wanderslustige aber darf ihrem Frohgefühl diesmal durch rot- und gelbgrüne, leber- und hellholzfärbene Töne Ausdruck verleihen. Und wie jugendlich ist doch ein farbiger Anzug, wenn ihn ein schmalkantiges Velourhütchen mit buntem Bänderband oder Lederstreifen krönt. Für die Sportspiele, wie Tennis, Hockey und Golf, ist die typische lose Gürtellade, die die Schmalhüftigen tiefgeklüftet, die Breiten aber mit Gürtel im Taillenschlupf tragen, unentbehrlich geworden. Ob aus Wollstoff, Waffelstoff, Flausch, Frottee oder Seidenstoff, immer wird sie sich von den weichen Röcken in anderer Far-benpracht abheben. An ihr hat französischer Einfluss die engste Korrektheit fast ganz verwischt, denn ihr zuweilen reichlich legeres Gepräge mit dem dem Sattel angelehnten: oder dem etwas knapperen Maglanärmel ist von der streng korrekten Sportjacke himmelweit entfernt. Leider hat man in mifiverhandener Sparsamkeit diese felsen, nur für den Sport bestimmten Jacken auf die Straße verpflanzt, und zwar ebenso unbedacht, wie früher die Striadade. Das Tenniskleid wird neuerdings aus weichem Wollstoff, mehr aber noch aus weichem Frottee hergestellt. Wer das unangenehme Verschleßen von Gürtel und Bluse vermeiden will, trägt es als zusammenhängendes Blusenkleid; die große Mehrzahl aber bevorzugt nach wie vor Rod und Bluse. Viel Anklang hat bei den jungen Tennisspielerinnen die amerikanische, eigentlich für den Wassersport be-stimmte Matrosenbluse gefunden, weil sie gerade bei aller Notwendigkeit bei diesem auf harte Bewegung berechneten Sport besonders zweckmäßig ist. Der vorn mit einem schwarzen Seidenband verschürte Schlupf erlaubt es, sie bequem über den Kopf zu ziehen, wie der halblange Maglanärmel und ihre unten offene Form jeder Bewegung nachgeben. Wie Abbildung Nr. 6587 zeigt, vervollständigt ein jählicher, unten leicht gefalteter Frotteerock, aus dessen Material Kragen und Aufschläge bestehen, einen so jugendlichen Anzug. Auch die losen, halsfreien Krepp- und Watteblusen, die so



Modell Nr. 6587. Modell Nr. 19071. Modell Nr. 19109.

gar nichts Sportliches an sich haben, tauchen nebst Paffen-röcken, denen seitlich Halten eingelegt sind, auf den Tennis-plätzen auf. Den Sporthut aber garniert als Neues die jede neapolitanische Zipselmütze, deren einfarbige Schwei-tern zu den modernsten Kopfbedeckungen für Reife und Strand zählen. Wohlverhanden, aber nur für junge Ge-sichter, an denen man sich solch pikante Drozierien gern ge-fallen lässt; die reifere Jugend tut jedenfalls klüger, darauf zu verzichten.

Für sommerliche Autofahrten bedeuten die langen Maglanmäntel aus havannafarbenem Velours-Diagonal eine hübsche Neuheit, die sich jedenfalls wärmer als die be-liebten Watteblusenmantel erweist. Als Kopfbedeckung affor-tiert man ihnen eine Kappe aus einfarbigem Wollstoff, an der der Autoschleier nicht fehlen darf. Die Reiterin, die sich für den Sommer schon längst vom Zwange der knappen Schneidertaille emanzipierte und statt ihrer bisher die weiche Wattebluse mit oder ohne Watteblusenjade trug, hat der herrschenden Mode mit der weichen Watte-blusenbluse, die reichlich lose, halsfrei und mit tiefen-eingetextem Kragen, harte Konzeptionen gemacht. Für den Sitz im Herrensattel trägt sie dazu den geteilten Rod, der neuer-dings mit Passe, vorn durchgeklappt und hinten über-einander tretend, direkt als Strahlenkleid gelten könnte. Für fähle Morgen und Abende aber gilt der lange, gleichfalls für den Herrenstil bestimmte, hinten tiefgeklüfte lange Paletot aus schwarzem oder marine Kammgarn, Serge oder Wattebluse (siehe Modell Nr. 19071) als besonders schick, da er im Gegensatz zum erwähnten Dress die maskuline Note besonders stark betont. Breeches, Stulpenstiefel und eine Herrenstrawatte sind zu ihm unerlässlich. M. S.

Das Modebudget der vornehmen Pariserin.

Wieviel braucht eine vornehme Dame jährlich, um jederzeit gut gekleidet zu sein? Diese Frage beantwortet die in allen Fragen des Schmucks und der Frauenklei-dung gewiß maßgebende, bekannte Schriftstellerin Marga-rete von Suttner in ihrem hübschen Damenbrevier, das unter dem Titel „Die elegante Frau“ (Verlag im Verlage von Dr. Gösler u. Co. in Berlin erschienen ist). Um zuver-lässige Zahlen und Einzelheiten angeben zu können, hat sich Margarete v. Suttner an ein großes Pariser Schnei-derhaus gewandt und dort hat man ihr gesagt, eine Frau, die elegant, aber sehr einfach ist, könne mit 15 000 Franken

jährlich ihren Bedarf an Kleidern und Wäsche bestreiten. Zur Erhaltung eines Fonds an eleganter Leibwäsche (so erzählt Margarete von Suttner) bedürfte es, wie es heißt, ungefähr der Summe von 2000 Fr. Betrachten wir uns die Preise der einzelnen Stücke genau, die Anwartschaft auf wahre Eleganz machen dürfen, also nur Handnäherer, echte Spitzen und Handschneider gelten lassen, so scheint diese Summe, obwohl die niedrigsten der im genannten Hause in Betracht kommenden Preise angeführt sind, als zu niedrig gegriffen.

12 Taghemden zu 40 Fr.	480 Fr.
6 Nachthemden zu 75 Fr.	450 "
12 Paar Wollsocken zu 50 Fr.	600 "
2 Häubchen zu 60 Fr.	120 "
6 Unterhosen zu 30 Fr.	180 "
2 Gasse corsets zu 60 Fr.	120 "
2 Korsetts zu 80 Fr.	160 "

Summe 2110 Fr.

Meiner persönlichen Ansicht nach ist die Stückzahl der Leibwäsche zu niedrig angeschlagen, die Summe ist aber erschöpft und es bleibt somit nichts anderes übrig, als von der wahren, gediegenen Eleganz der Handarbeit Abstand zu nehmen und einen Teil der erforderlichen Gegenstände in niedrigerer Preislage anzuschaffen. Zu demselben Resultat gelangen wir bezüglich der Kleider und Mäntel, zu deren Ankauf etwa 13 000 Fr. zur Verfügung stehen. Ueberlassen wir es auch hier den Zahlen, zu sprechen, und zwar sind hier die Durchschnittspreise für die einzelnen Gegenstände angegeben worden.

3 Trottierhüte zu 400 Fr.	1200 Fr.
3 „robes habillés“ zu 600 Fr.	1800 "
3 Abendkleider zu 750 Fr.	2250 "
2 Abendmäntel zu 800 Fr.	1600 "
1 Pelzgarbe zu 500 Fr.	500 "
1 Muff zu 500 Fr.	500 "
3 Fingerringe zu 140 Fr.	420 "
3 Seiden- oder Chiffonblusen zu 160 Fr.	480 "
2 „robes d'intérieur“ zu 350 Fr.	700 "
1 „tea gown“ zu 500 Fr.	500 "
1 Peignoir zu 350 Fr.	350 "

Summe 10 300 Fr.

Die disponible Summe ist fast erschöpft, und doch fehlt noch so vieles, was die elegante Frau „dringend“ braucht: ein Pelzmantel, ein Sportkostüm, ein Reittkleid, ein Auto-mantel. Wir stehen also vor der ernüchternden Tatsache, daß mit dem Budget von 15 000 Fr. nur die Hälfte der Ge-genständen in Meisters ersten Ranges bestellt werden kann, und wenden uns mit Bangen dem Kapitel „Hüte“ zu, das seinerseits einer Frau, die auf Eleganz Anspruch macht, besonders „schwere“ Sorgen bereitet. Ich greife absichtlich nicht allzu hoch die Preise, und sehr niedrig die Stückzahl anbelangend:

4 Trottierhüte zu 150 Fr.	600 Fr.
1 Reiterhut zu 400 Fr.	400 "
1 Reiterhut zu 500 Fr.	500 "

Summe 1500 Fr.

Ich sehe ab von einem Hut, auf dem einer der prächtigen männlichen Paradiesvögel thront, der zwischen 800 bis 1000 Fr. kostet. Von anderen Hüten, auf denen ein Halb- oder Kronenreiter weht, nehme ich an, daß sechs neue Hüte im Jahr genügen, füge der schon gewonnenen Summe noch 3500 Francs für Fuß- und Handbekleidung, Schleier, Blumen, Parfümerien usw. hinzu und erhalte das runde Stämmchen von 20 000 Fr. Nützt man nun die auf den Tabellen angeführte geringe Stückzahl und die für ein Atelier ersten Ranges sehr niedrig angelegten Preise in Betracht, dann kann man sich nicht mehr wundern, wenn Frauen wie eine Nisane und Sorel erklären, ihr Toilettenaufwand verschlinge alljährlich 100 000 bis 200 000 Frs. Diese Damen kaufen in jedem Monate ein halbes Duzend Hüte, ein einziger Mantel, wie sie ihn sich selber und auch den andern schuldig sind, kostet 40 000 Fr. und weit mehr!

Persil

reinigt und desinfiziert
Krankenwäsche

Henkel's Bleich-Soda

Eis

liefert in jedem Quantum aus
eigenen, mit Quellwasser ver-
sehenen Natur-Eiswerken zum
billigsten Tagespreise frei Haus

Wilh. Hohmann,
Sedanstr. 5. Teleph. 946.

J. CHR. GLÜCKLICH

Telephon 6656 Wiesbaden Wilhelmstrasse 56
Immobilien, Hypotheken, Finanzierungen, Vermietungen,
kostenloser Wohnungsnachweis. 82,3

Ehe

Sie verreisen, geben Sie Ihre
Leipziger zur Reparatur. Stop-
pane-Parfiken. Pariser Kunst-
kopierei und Handwerker.
H. Schild, Cranienstrasse 3,
Telephon 4353. 1908

Wiesbad. Kranz in jed. Preis-
lage. Conditiorei u. Cafe Hermes,
Pulverstr. 49. Tel. 4241. 465

Jede Frau...
gebrauche in b esond. Fällen
mein viel empfohlenes Mittel
M 3.50 und M 5.50.
Viele Anerkennung auch Ver-
sand geg. Nachn. überall hin.
Medizin, Drogerie H. H. B. G. G. G.
Berlin, Schönhauser Allee 134b.

Haben Sie schon den neuen Küppersbusch-Gasherd mit Kohlenofen gesehen?

Es liegt in Ihrem eigenen Interesse, sich denselben in sachverständiger
Weise ohne Kaufzwang vorführen zu lassen.

Küppersbusch - Kochapparate genießen bekanntlich einen Weltrauf,
haben sich millionenfach Bewährt und stehen hin-
sichtlich Solidität, Eleganz u. sparsamstem
Betrieb auf der höchsten Stufe der Vollkommenheit.

Alleinverkauf für Wiesbaden und Vororte bei:

Tele. 4884. **Joh. Aderhold, Ingenieur,** Tele. 4884.
Technisches Büro und Niederlage moderner Koch- und Heizapparate,
Rüdesheimer Strasse 17.

1280

Auto-Vermietungen.

Drudenstrasse 6 **H. Heuser** Telephon 4050

Vermietung von Luxus-Autos
für einzelne Fahrten für Tage, Wochen u. Monate.

= **Auto-Taxameter-Betrieb.** =

949

10

Gebrauchte Kontrollkasse
(gleich welches System)
zu kaufen gesucht.
Näheres Silliale Bismarckring 29.

Heute

Eröffnung der Trauben-Kur

im

Vegetarischen Kur-Restaurant

nach Dr. Lahmann.
Inhaber: Carl Häuser.

Tanusstrasse 13. Am Kochbrunnen.

Ausserdem empfehle:

Gekühlte Dickmilch, Buttermilch, Jogurt.
Alle Früchte der Saison, sowie alle frischen Gemüse.

Aerztliche Verordnungen werden unter
eigener Aufsicht streng ausgeführt.

F. 50

Der Eigenart halber dürfte sich ein Besuch lohnen.

Königliche Schauspiele.

Das königliche Theater bleibt
ferien halber bis 29. August er.
geschlossen.

Residenz-Theater

19 der Ferien wegen geschlossen.

Kurtheater.

(Matheila.)

Sonntag, 19. Juli, abds. 8.15 Uhr:

Waffel-Johann des Wiener
Kessels-Ensembles.
Direktion: Eugen Greger und Hans
Sonnenthal von f. f. priv. Hof-
bühnen Theater in Wien.

Der böse Geist

Lumpen- und Lumpen-
oder: Das lichterliche Kleeblatt.

Ganzerpötte mit Gesang und Tanz
in 3 Aufzügen von Joh. Rehr.
Musik von Adolf Müller. — Regie:
Fritz Vitzel.

In verfeilter Besetzung.

Der Fährer Hrl. Sildebrandt

Der Schneider Hrl. Hübner

Der Schuster Hrl. Klingenberg

Am 2. Akt: Große Konzert-Einlage

unter gefl. Mitwirkung von Herrn

Jean Müller und Frau Müller so-
wie Hrl. Rosa Victor und Frieda

Scanton.

Ende gegen 10.30 Uhr.

Montag, 20.: Eine unmögliche Frau.

Dienstag, 21.: Lumpen- und Lumpen-
oder: Das lichterliche Kleeblatt.

Mittwoch, 22.: Eine unmögliche Frau.

Donnerstag, 23.: Der Brandstifter.

Freitag, 24.: Das untergegangene
Vompeit.

Samstag, 25.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Sonntag, 26.: Das untergegangene
Vompeit.

Kurhaus Wiesbaden.

(Mitgeteilt von dem Verkehrs-Bureau.)

Sonntag, 19. Juli:

Vormittags 11¹⁵ Uhr:

Konzert d. Stadt-Kurorchesters

in der Kochbrunnen-Anlage.

Leitung: Herr Konzertmeister

Adolf Schiering.

1. Choral „Gelobet seist du

Jesu Christ“

2. Ouverture „Turandot“

Lachner

3. Frühlingslied, Mendelssohn

4. Die Schönen von Valencia

Morena

5. Réverie, Vieuxtemps

6. Offenbachiana, Potpourri

Conradi.

Nur bei geeign. Witterung:

Mail-coach-Ausflug

nachm. 3 Uhr ab Kurhaus.

Nachmittags 4¹⁵ Uhr:

Abonnements-Konzert

Städtisches Kurorchester.

Leitung: Herr Konzertmeister

Adolf Schiering.

1. Ouverture zu „Peziosa“

C. M. v. Weber

2. Ballettszene aus „Gretna

Green“

E. Guiraud

3. Pêcheur napolitaine et

Napolitaine A. Rubinstein

4. Adagio aus der Sonate

pathétique L. v. Beethoven

5. Ouverture z. Oper „Die vier

Menschenalter“

J. Lachner

6. An der schönen blauen

Donau, Walzer J. Strauss

7. Fantasie aus der Oper „Das

Nachtlager in Granada“

C. Kreutzer

8. Mit Gott für Kaiser und

Reich, Marsch L. Lehnhardt.

Abends 8¹⁵ Uhr:

Abonnements-Konzert

Städtisches Kurorchester.

Leitung: Herr Konzertmeister

Adolf Schiering.

1. Ouverture zur Oper „Die

verkaufte Braut“

F. Smetana

2. Ungarische Tänze Nr. 5 u. 6

J. Brahms

3. Fantasie aus der Oper „La

Traviata“

G. Verdi

4. Largo G. F. Händel

Violinesolo: Herr Ed. Kiesel

5. Sirenenzauber, Walzer

E. Waldteufel

6. Ouverture zur Oper „Tann-
häuser“

R. Wagner

7. Carmen-Suite Nr. 1 G. Bizet

8. Marsch aus der Operette

„Der Zigeunerbaron“

Joh. Strauss

Joh. Strauss

Joh. Strauss

Joh. Strauss

Joh. Strauss

Joh. Strauss

Joh. Strauss

Joh. Strauss

Joh. Strauss

Joh. Strauss

Joh. Strauss

Joh. Strauss

Joh. Strauss

Joh. Strauss

Joh. Strauss

An die Nordsee

mit dem

Seriensonderzug nach Bremen

ab Wiesbaden 1. August 5⁰⁵ Nachm., an Bremen Hbf. 2. August 3³³ Vorm.

Weiterfahrt über Bremerhaven oder Wilhelmshaven

mit den Salon-Schnelldampfern „Nixe“, „Najade“, „Seeadler“ u. „Delphin“

nach Helgoland, Norderney, Borkum
Juist, Langeoog, Baltrum, Antum
Wyl a. Föhr, Westerland

	Montags, Mittwochs, Freitags	Dienstags, Donnerstags, Sonnabends	Sonntags
ab Bremen	8.00 V	5.40 V	6.44 V
„ Bremerhaven	9.30 V	7.30 V	8.25 V
an Helgoland	ca. 1.00 N	ca. 11.00 V	ca. 12.00 N
„ Norderney	ca. 4.30 N	ca. 2.30 N	ca. 5.30 N
nach Borkum, Juist, Langeoog	tägliche Verbindung ab Norderney		
„ Antum, Wyl, Westerland	tägliche Verbindung ab Helgoland		

Gegen Vorzeigung der Sonderzug-Rückfahrkarten nach Bremen werden in Bremen Hbf.
Sonder-Rückfahrkarten nach den Nordseebädern zu ermäßigten Preisen ausgegeben.

Nähere Auskunft, Drucksachen und Fahrpläne durch
Norddeutscher Lloyd Bremen Abteilung Seebäderdienst

und seine Vertretungen
In Wiesbaden: J. Chr. Glücklich, Wilhelmstraße 56.

Neroberg.

Heute Sonntag:

Militär-Konzert

der Kapelle des Füs.-Regts.

von Gersdorff (Kurhess.) Nr. 80,

unt. Leitung ihres Obermusik-

meisters E. Gottschalk.

Anfang 4 Uhr. — Eintritt 20 Pf

Dr. Ahrens,

Spezialarzt für Chirurgie,

verreist

bis 10. August.

Verreist

Dr. Schlipp

Augenarzt.

Bingerbrück.

Gasthaus Rupertsberg.

Schattiger Garten, großer Saal

(500 Pers.), K. Bier, Weine etc.

Bachstube, Musikwerk, eigene

Schlichtung.

Fernblick auf Rhein u. Nahe-Tal

952 Chr. Köpfer.

Bingen am Rhein.

Weinstube z. Stolperer

Naturwein, gute Küche.

953

953

953

953

953

953

953

953

953

953

953

953

953

953

953

953

953

953

Wiesbadener

Kronen-Gold

Pilsener

In Gehalt und Wohlbekömmlichkeit
stets gleichbleibend u. hervorragend!

Hotel-Restaurant „Tannhäuser-Krug“

Nikolasstrasse 25.

Von heute ab kommt

Nürnberger Tucher-Bräu

zum Ausschank.

*2217 Heinrich Krug.

Bahnhof Café u. Restaurant

1/4 Stunde vom Neroberg

über die Melibokuseiche.

1/2 St. durch d. Dambachtal

Herrliche Fernsicht.

959

Rüdesheim a. Rh.

Restaurant Rheinhalle T. 152

Einzige Terrasse direkt am Rhein

mit wundervollem Fernblick.

Historische Sehenswürdigkeit.

1911er Rüdesheimer, selbst gekeltert, glasweise. Helle und



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 42.

Wiesbaden, den 19. Juli 1914.

2. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Hohe Zeiten“, von Eugen Kalkschmidt. — „Bilder aus dem nördlichen Schwarzwald“, von Prof. Dr. Ed. Hegel. — „Wünschelrute und Ohrrömpfen“, von Otto Zebatin. — „Verklungenes Leid“, Erzählung von Ernst Adam. — „Mutterliebe und Heimat“, von Bogumil Wolz. — „Die Salbe der Genialität“, Novelle von Friedrich Lienhard (Schluß). — „Bilderbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienalters. — „Enfinge Edel“.

Zum Geleite:

Es ist die große Ururube, die geheimnisvolle Kraft und Macht im Innern, welche der Mensch selber ist, und die ihn doch wie etwas Fremdes sich andrängt und ihn zwingt zu bleiben, wo er keine Ruhe findet und nicht bleiben möchte, und hinzugehen, wo er nicht hingehen will, und zu horchen, wo er die ewige Stille vorzöge. Es ist doch im Grunde nur ein ärmlicher Notbehelf der Sprache, wenn sie hier vom bösen Gewissen redet.

H. Haabe.

Hohe Zeiten.

Von Eugen Kalkschmidt.

Das Leben ist wie Gras, sagt der Psalmist.

Uns Blühen und Welken denkt er und ans Sterben, wenn die Zeit um ist. Ganz bescheiden sollen wir der Vergänglichkeit alles Irdischen inne werden. Daran zu denken ist ganz heilsam, wenn es uns gut geht und wir verneinen, es müßte nun immer weiter so fortgehen. Aber wenn es übel um uns bestellt ist, was dann?

Und es ist nicht zu leugnen: manchmal geht es uns hundsmiserabel elend. Außerlich scheint ja alles genau so, wie es war, und wie es gut war; innerlich aber sieht alles auf einem merkwürdig toten Punkt.

Gestern noch hatten wir ein paar stolze Hoffnungen aufgepflanzt, und lustig und zuversichtlich flatterten ihre Wimpel im klaren Sonnenschein. Heute ist alles grau. Und sonderbar: die ganze Welt, nicht nur unsere eigenen Angelegenheiten, hat diese Veränderung mitgemacht. Sie bestätigt uns nicht mehr, daß wir höchst vortreffliche und tüchtige Menschen sind, sie scheint sich wider uns verschworen zu haben: alles geht schief, alles zieht ein schiefes Gesicht.

Unser Plan für die nächste Zukunft war sorgfältig aufgebaut. Hindernisse waren da, aber man traute sich zu, mit ihnen fertig zu werden. Ja, wir freuten uns, daß die Sache nicht so einfach war, daß man sich kräftig in die Sielen legen mußte, um über den Berg zu kommen. Und nun? Ueber Nacht ist der Berg gewachsen, ein ganzes Gebirge ragt empor und überschattet unsere Welt.

Das sind die Gezeiten der Seele, die diesen Wechsel schaffen. Denn auch die Menschenseele hat Ebbe und Flut.

Wenn die Flutwelle in uns rauscht, wenn die hohe Zeit alle unsere Kräfte erwachen läßt, dann sind wir getragen vom Glauben an unseren Stern, dann scheint uns das fernste, das höchste Ziel gewiß. Da strömen uns Gedanken und Ideen zu, die klar sind und überzeugend, sie kommen

daher wie Verbündete, verbunden unter sich und mit uns zugleich, sie wollen uns helfen. Mit leichter Mühe sind sie in eine Ordnung zu stellen, die wie eine Schlachtordnung geregelt ist. Wohlan, die Tat kann beginnen!

Aber vor die allermeisten „Taten“, vor diejenigen, die inneren Bestand haben sollen, hat irgend eine große und geheimnisvolle Regierung über uns und außer uns das Tun gesetzt. Ein langsames und beständiges Tun von Tag zu Tag, das wie eine mühselige Belagerung ist. Schanzen müssen aufgeworfen, Laufgräben gezogen werden, und während wir tagwerken im Schweige unseres Angesichts, geschieht es ein, übers andere Mal, daß wir atemholend die Stirne trocknen, umherschauen und sagen: Ja, wo ist sie nun eigentlich, die erträumte Festung, die wir durchaus erobern wollen?

Es gibt Fälle, tragische Zufälle des Lebens, daß sich das Ziel der Arbeit, die hohe Gralsburg, der wir alle auf unsere Art zustreben, unterdeß ganz heimlich und niederträchtig in Rauch und Nebel aufgelöst hat. Oder daß sie, je näher man ihr kommt, immer kleiner, dürftiger und wertloser erscheint; oder daß sie mit einem vernehmlichen Knall in die Luft fliegt. Und es gibt viele Menschen und Gralsjäger, die sich von solchen bösen Enttäuschungen zeitweilig nicht mehr erholen können. Sie sitzen dann da, und starren mit leeren Augen immer nur dorthin, wo sie einmal ein Ziel zu finden hofften. Sie wissen nicht und wollen es auch garnicht wissen, daß es viele Ziele im Leben gibt, allerlei Möglichkeiten für einen jeden von uns.

Diese Menschen sind dann sehr arm und fast wie erschoben, denn sie kennen die Gezeiten der Seele nicht mehr, sie lassen ihnen keinen Raum mehr, und darum leben sie nur halb, mit den halben kleinen Gefühlen für die Not des Alltags, die unerbittlich an ihnen zerzt und sie vorwärts drängt.

Es kommt alles darauf an, solchen Tiefstand des Lebens zu überwinden. Der Eine tut es durch den Glauben an Gott, den helfenden und gerechten Menschengott, dessen unerforschliche Ratschlüsse erfüllt werden müssen, der aber schon für irgendeine Belohnung, einen Ausgleich in diesem oder jenem Leben Sorge tragen wird. Der Andere tut es durch den Glauben an sich selbst, an das in ihm, was göttlichen Ursprungs sein muß, weil eine letzte zureichende Erklärung dafür unserer Erkenntnis verschlossen ist. Ein Glaube hier wie dort — er ist es, der die Quelle neuer Kraft, der die Kräftigung erschließt.

Dann entwirft sich allgemach der Horizont der Seele. Und mit der zunehmenden Helle verlieren die Widerstände und Hindernisse langsam ihre Unüberwindlichkeit. Das Auge, das auf die nächste Nähe eingestellt war, lernt es, wieder hinauszuschweifen, und die Seele, deren Sitz noch niemand entdeckt hat und die doch mit leiser Stimme rät, mahnt und lenkt, diese sonderbare Stimme in uns erhebt sich zu einem feinen und durchdringenden Gesange.

Und nun fühlst du, nun weißt du es: die gute Zeit des Einflusses mit dir selbst ist wieder da, die hohe Zeit ist im Anzuge. Der Hochzeitsgesang der Seele leitet die Vermählungsfeier mit deinen schönsten Hoffnungen freudig und sieghaft ein, deine Kraft wird rege, die Schwingen wachsen ihr, sie breitet sie aus und in stolzem Fluge trägt sie dich zum Gipfel.

Dort glänzt es, fern wie je, im goldenen Morgenstrahl: das stolze Schloß deiner Träume, das du zum Leben erwecken willst. Auf, noch ist nichts verloren, kaum etwas versäumt! Die Wimpel deiner Hoffnungen flattern bunt im Winde wie einst. Nimm den starken und freudigen Glanz dieser hohen Stunde voll in dich auf, damit sie dir in der Dämmerung, die nun folgen muß, als Abglanz nicht verloren gehe. Das nächste Mal, wenn die hohe Zeit erfüllt ist, wirst du deine Träume ein wenig näher greifen können.

Des Menschen Leben ist wie Gras, sagt der Psalmist. Uns Erblühen und Welken denkt er, und ans Sterben zumeist. An die grüne Glur wollen wir denken, die Jahr um Jahr ihre Blüten treibt, die nicht müde wird, immer aufs neue ihr Lied anzustimmen, ihr Schöpfungslied von den hohen Zeiten der Weltseele, die in Gräsern und Blumen atmet und auch in den Menschen Frühlingstagen feiern will, wenn die Menschen ihr Raum geben dazu und ein dankbares Ohr haben für ihre Tröstungen.



Bilder aus dem nördl. Schwarzwald.

Von Prof. Dr. Ed. Dend.

Wenn die Erschließung des südlichen Schwarzwaldes hauptsächlich den mittelalterlichen Mönstern verdankt wird, so steht die Geschichte des nördlichen Gebirgssteiles schon in den vorchristlichen Zeiten ein, und sie hat immer einen überwiegend weltlichen Charakter behalten. Trotz wichtiger und höchst reizvoll gelegener Klöster tritt bedeutungsvoll die fürstliche Landesgeschichte in den Vordergrund. Die Wiege der markgräflich und großherzoglich badischen Geschichte ist das Schloß zu Baden-Baden, jenes Höhenbad, das in großartigen Ruinen von der Höhe des Battert in das Waldgebirge umher und in die vom Rhein durchglänzte große Ebene hinaus bis an die zackigen Vogesen schaut. Mit Wildbad, dem von altersher hochberühmten Heilbad im östlichen Gebirgsvalde — dort, „wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt“ — verknüpft sich unverkennlich das Gedächtnis des Ueberalles auf Eberhard den Greiner von Württemberg, den Kaiserheerführer, der dort im heißen Wildsprudel den narbenreichen Leib verjüngte: und die zum Ueberfall das obere Tal herabzogen, waren wieder die Grafen von Eberstein, deren Burgen so schön über dem Muratal thronen, dem größten und wichtigsten dieses nördlichen Gebirges. Und weiter krängen um das letztere die geschichtreichen Burgen, und sie erzählten, die beiden Winde unweit Buhl, noch manches von des Mittelalters ewiger Fehdegespanntheit aller Stände widereinander und von kühnen Streifen und Selbsthilfen und Mitterverwegenheit.

Auf den Höhen des südlichen Schwarzwaldes ist es der frische Zug einer lebensvollen und stüchtigen Modernität, der uns dort immer so wohl tut. Im nördlichen tritt noch das Gefühl von Tradition, von schon Altbeständigem, von längst nun eingelebter Kultur hinzu. Bis auf die Römer reicht diese lebendige Erinnerung zurück, die hier wirklich in das Gebirge eindringen und zu Baden-Baden ihre Thermenbäder erbauten; noch viel in Gestalt von Mauerwerken, Inschriften, Reliefs, Altären haben sie die reichlichen Zeichen hinterlassen, wie häuslich wohl sie sich im Waldtal der Dos befunden haben und über den vielgescholtenen „rauben Himmel“ des regen- und nebelreichen Westdeutschland sich durch das milde Klima dieses geliebten Kastell- und Villenortes getröstet fühlten.

Denn klimatisch ist der nördliche Schwarzwald das sehr viel südlichere Gebiet. Welche Fülle in seinen Gärten, zu welcher kraftvollen Natürliebeit erwachsen hier die Bäume der Mittelmeerwelt, wie beinahe tropisch wuchert hier der Bambus aus! In baumstarken Stämmen werden hier die alten Gesänge der um die Villen und Gasthäuser rankend gezogenen Gluzinen, nicht selten schwillt die Feige in einem Jahr zu ihrer dunkelblauen Reife, und weit von den Tälern empor durchkränken die üppigen hellen Kronen der echten, die ehbaren Früchte tragenden Kastanie den freien Bergwald.

Von den Südhöhen des Schwarzwaldes schließt der Gedanke Nachbarschaft mit den kühlen Alpen, deren Diamantenszenen durch die hohe Luft herüber blühen; aus den Tälern des Nordens zieht er anders gemendet hinaus zu den am meisten südlichen italischen Landstrichen, die Deutschland kennt, zur mittleren Rheinebene mit den köstlichen Weinlagen der Pfalz und des Rheingaus, mit Wiesbaden, Bergstraße, Heidelberg. Eine lichte Weichheit umgibt uns hier, die es so überaus verlockend macht, Tage des frühen Frühlinges oder des herblich schneidenden Jahres hier zu verleben, an der Dos, der Mura, im Bihlertal, oder in den alten Bäderzentren der Mensch. Aber sie erhöht auch den Genuß des vollen reifen Sommers: denn immer bleibt die herabflutende Kühle des schattenden Gebirgswaldes, die sich mit diesen weichen Talfluten menat, und den Reizen- und Jasminduft der Gärten durchhaucht der würzige starke Tannenduft, zusammen mit der Frische, die aus den schäumend und gischend vom höheren Gebirge kommenden Bächen noch in der heißesten Mittagsstunde fließt.

Die römischen Bäder von Aquae, das man Baden hieß, erneuerte das Mittelalter. Sie werden schon in merovingischen und karolingischen Urkunden als Gegenstand einträglicher Verpachtungen genannt. Im ganzen blieben die verschiedenen Bäder des nördlichen Schwarzwaldes, außer Baden-Baden, lachliche Heilquellen. Also Kurorte, die nur zur Stärkung und Genesung aufgesucht wurden: die Badefahrten aus Mode und üppiger Vergnügungssucht gehen an ihnen noch Jahrhunderte lang vorbei. Erst am letzten Ende des 18. Jahrhunderts beginnt die Geschichte von Baden-Baden als Mode- und Luxusbad. Und damit hängt denn auch die landschaftliche oder touristische Entdeckung des Schwarzwaldes aufs enge zusammen.

Die ersten eigentlichen „Fremden“ in unserem Sinne sind Emigranten der französischen Revolution geworden. Damals war ja noch der elässische Rhein die nahe Grenze, und der Sprengel sowie unmittelbare Gebiete des Bistums Strassburg reichten bis in den Schwarzwald hinein. So ergaben sich allerlei Beziehungen und man wohnte billig in diesem kleinen Orte an den schönen, nach Frankreich schauenden Gebirgshängen und fand vielerlei fürstliche Sympathie und Gastlichkeit. Aus Eitenheim unterm Schwarzwald, der auf reichstem Boden gelegenen Residenz des letzten altfürstlichen Strassburger Bischofs, die seit 1802 badisch geworden war, hat bekanntlich Napoleon den unglücklichen Herzog von Enghien zur Erschießung in Vincennes hinweggeführt.

Inzwischen war nun aber die endgültige Eroberung des nördlichen Schwarzwaldes für die internationale Modernität geschehen, durch den Rastatter Kongreß. Von 1797 bis 1799 tagte in der Residenz der ausgestorbenen Baden-Badener Markgrafenlinie die europäische Versammlung zur Liquidation des heiligen römischen Reiches. Mit gewaltigem männlichen und weiblichem Troß und Zubehör war die Diplomatie in das stille Rastatt eingedrungen. Strassburger Schauspieler versorgten das rasch improvisierte französische Theater, wo man nun allabendlich auf gastlichem deutschen Boden sich in der Verhöhnung der auerelles allemandes oder auch umschweifender der betes allemandes, deren Verfallberung die Truppe aus Strassburg ja gewohnt war, amüsierte. Und nach dem Theater strömte der vornehme und sonstige Anhang des Kongresses in das gleichfalls zwar improvisierte, aber mit desto mehr Aufsehen machendem Glanz von „einigen“ hundert Kerzen funkelnde Kaffeehaus des „Monsieur Saglio“, zur standesgemäßen Unterhaltung bei Rouge et Noir bis in die frühen Morgenstunden. Die Zeit aber, die in diesem Schlaraffenleben des Kongresses sonst noch blieb — denn wozu hatte man die Sekretäre und gab es ein paar

freiwillige Arbeitsgenies? — die füllten die beliebten Ausflüge zu Wagen in die „bädischen Berge“ aus, ins Muratal, Rendental, auf die Höhen des Kniebis, an den Mummelsee, in erster Linie aber nach dem nun auf einmal in allen Zungen gepriesenen Baden-Baden.

Aber nicht bloß die Kongresswelt drang auf diese Weise in den Schwarzwald ein. Rastatt war das allgemeine große Freudenlager für jenes Jahrhundertende und seine Gesellschaft geworden. Es gehörte zum guten Ton, wenn man lebte und weltmännischen Anspruch machte, dort auf etliche Zeit angefahren zu kommen, die Kunde bei den Herren Gefandten und möglichst auch bei Mademoiselle Swacinsche oder den anderen Dämchen vom Strahburger Theater zu machen, ein paar Rollen Louisdor an den Spieltischen zu lassen und endlich wieder seinen ruhmvollen „Abzug in das mit aufgesperrtem Maul harrende innere Deutschland zu nehmen“, wie ein kritischer deutscher Kongressgenosse es mit unverblühtem Zeitverständnis des näheren beschreibt. Immerhin nahm man noch etwas mehr mit, als die Fremdenlisten des Kongresses oder ein paar von bestechlichen Kammerdienern herausgelockte Rezepte für den neuesten Gispunsch und andere solche hochdiplomatische Wichtigkeiten. Man brachte nun auch den Mode gewordenen Kultus des Schwarzwaldes mit heim, im Durcheinander vom Getue und ernstlichem Gefallen und Entzücken. Seine Volkstrachten, seine Feste, seine Ruinen und Wasserfälle, seine Blüherei auf der Mura, die die erlesensten der Tannenriesen zu Mastbäumen bis nach Holland lieferte, der Mummelsee und seine Sagen, alles das wurde nun auf einmal durch ganz Deutschland bekannt und populär und es war für die Befestigung dieses Interesses nicht gleichgültig, daß sich neben den so Vielgeschäftigen Leute befanden wie der schon hochgelehrte und berühmte Alexander von Humboldt, der es liebte, in Meißel und Stiefeln direkt von der Durchstreifung des Schwarzwaldes zu den Abendgesellschaften zu erscheinen, und Herren und Damen um ein paar mitgebrachte Stücke Buntsandstein oder sonst von ihm noch nicht gegebene Dinge zu ver sammeln.

Der vergangene Kongress zerfiel dann unversehens eines Tages vor der neuen Kriegscoalition des englischen Geldes mit Österreich und Rußland gegen das für England so beunruhigende Frankreich. Aber übrig blieb, gewissermaßen als die positive Schöpfung des Kongresses, die neue, Vermont entthronende Modebeliebtheit von Baden-Baden. Nun richtete sich hier das erste internationale Weltbad ein, mit Spielbank, Konzerten, Gesellschaftshaus, Konversationshaus und mit all den schönen Anlagen und boulevardähnlich bepflanzten neuen Straßen, die der älteren, fast italienisch eng um die Thermen gedrängten Stadt einen so wohlthuenden Reiz verleihen. Mit der meisten Vorliebe aber kamen die sonst nicht allzuviel reisenden Franzosen nach Baden-Baden; neben ihnen dann auch viele Russen, und noch in mancher Erzählung Turgeniews bildet die schöne Stadt das mit den feinsten Stimmungen wieder-gegebene Wilien.

Das ist es, was her, der überhaupt die Fähigkeiten dazu hat, ja heute weitem im nördlichen Schwarzwald verführt: ein ganzes Jahrhundert von schon erlebter um die Herrlichkeiten von Baden-Baden gruppierter Bekanntheit und Bekanntheit. Man verführt es in der Kultur so vieler trefflicher Galt- und Wirtschaften, und natürlich nicht zum wenigsten daran, wie neben dem bewährten eigentlichen Namen „Zur Krone“, „Zum Hirsch“ ein goldbraunes Hotel „de la Couronne“, oder „Au Saumon“, „Au Cerf“ nicht fehlen darf, hoch an der Front, über den vor die Tür gestellten Oleandern oder Feigengeläben und kleinen eisernen Kaffeetischen.

Wir wollen uns über diese zwar reichlich würdelose und vernünftige betrachtet gänzlich zwecklose deutsche Bedientenliste hier nicht ereifern. In diesem Fall steht immerhin auch Erinnerung, ein Teilchen Kulturgeschichte darin, ein Nachklang der mehr als halbhundertjährigen Baden-Badener Franzosenzeit in der Ära der Spielbank und der Exkursionen dieser internationalen Fremden-Gesellschaft in den Schwarzwald, soweit man sie leicht mit den trefflich bewannten Pandauern der Bäderstadt ausführen konnte.

Heute ist das Bild hoch wesentlich verwandelt, obwohl nun auch wieder die internationalen Automobilreisenden es auf andere Art erneuern. Der Schwarzwald gehört jetzt unvergleichlich viel mehr den Deutschen selbst, die seit 1870 nun auch etwas geworden sind. Er ist ein Hauptgebiet ihrer Touristik und ihres Sommerfrischbesuches, und zu den älter berühmten Talorten sind eine große Anzahl von schön und hochgelegenen, vielbesuchten Kurorten entstanden, besonders um die ausichtsreiche Hornisgrunde herum, die flächige höchste Erhebung dieses Gebirgssteils, oder an den hochgelegenen Seen inmitten der riesigen Forsten hier im Norden.

Aber immer bleibt in all diesem Schönheitsreichtum die Stadt Baden-Baden von einem besonderen Zauber, der ganz unbeschreiblich ist. Auch für den, der mehr für sich geht und höchstens einmal flüchtig das noch immer international inter-

essierende Treiben zur Konzertzeit vor dem Konversationshaus durchstreift. Was unvergänglich an Baden-Baden ist und nur im einzelnen zum Teil die Ausdrucksformel wechselt, das hat vor drei Menschenaltere Hölderlin in Worte gefaßt, in seinem wundervollen Fragment „Die Nacht“. Wie die schöne Stadt der Blumen, der Gärten, des Reichtums und der Vergnügung still vom Leben des Tages wird und mit Adellicht die letzten Wagen heimrollen.

Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten, vielleicht das Dort ein Liebender spielt, oder ein einsamer Mann. Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen, Immerquillend und frisch, rauschen an duftendem Beete. Jetzt auch kommt ein Wehen und regt die Gipfel des Hains auf, Sieh! Und das Ebenbild unserer Erde, der Mond, Kommt geheim nun auch; die Schwärmerische, die Nacht kommt; Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns, Glänzt die Erstauende dort, die Fremdlingin unter den Ueber Gebirgsböhen traurig und prächtig herauf. [Menschen,



Wünschelrute und Ohrtrompete.

Von Otto Debatin.

Mit der Wünschelrute hat es so seine Bewandnis. Vor wenigen Jahren noch geriet man in Gefahr, sich wegen Aberglaubens lächerlich zu machen, wenn man sie ernst nahm. Vorerst hat sie ihre Anhänger auch fast nur in Laienkreisen, die offiziellen Vertreter der geologischen Wissenschaft erklären die ganze Wünschelrutenfrage zumeist noch für eitel Humbug. Wir können das Volk der Denker eben immer noch nicht verleugnen und sind immer noch geneigt, mehr nach dem Woher und Warum als nach dem Wohin und Wozu zu fragen. Aber bei aller Achtung vor unserer skeptischen Wissenschaft, auch sie kann sich hin und wieder einmal irren. Vor etwa 20 Jahren hat ein deutscher Professor dem Grafen Zeppelin in einer Broschüre mathematisch einwandfrei nachgewiesen, daß es physikalisch ein Ding der Unmöglichkeit sei, ein Fahrzeug auf dem Wasser mittels Luftschrauben fortzubewegen. Der Drucker war gerade fertig geworden, da fuhr schon der alte weißhaarige Optimist in seinem Luftschraubenboot kreuz und quer auf dem Bodensee umher mit 30 und mehr km Stundengeschwindigkeit. Manchmal geht es eben auch ohne oder auch gegen die Wissenschaft. Der Praktiker, der Landmann oder Industrielle fragt auch beim Wünschelrutenstreit nicht darnach, ob es nach dem augenblicklichen Stand der Wissenschaft theoretisch möglich sei, mit Hilfe des Wünschelrutenstabes Wasseradern tief unter der Erdoberfläche aufzufinden. Er richtet sich lediglich nach der praktischen Möglichkeit. Und wenn er sieht, und dazu hat er häufig genug Gelegenheit, daß man tatsächlich mit der Rute Wasser erschließen kann, so handelt er darnach und zieht erforderlichenfalls den Rutengänger zu Rate. Ihm genügt es zu wissen, daß es eben immer noch viele Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen unsere Schulweisheit nichts ahnt.

Freilich unfehlbar ist auch der Rutengänger nicht. Auch diese Auserwählten — es sollen 5 Prozent der Menschheit sein — sind Irrtümern unterworfen und machen hin und wieder unzutreffende Angaben. Das wissenschaftliche Dunkel, das die Gesetze des Rutenauschlages immer noch umgibt, der rein persönliche Charakter der Erscheinung mit seinen bei den einzelnen Rutengängern wechselnden Erscheinungsformen und der autogestiven Einflüssen so leicht zugängliche Mensch als Träger der Rute bergen in sich Fehlerquellen genug. Aber es geht nicht mehr an, die vielen erfolgreichen Feststellungen der Rutengänger alle als Zufälle abzutun. Der große Wassereichtum der Erde berechtigt ja häufig zu einem solchen Einwurf. Wenn aber — um nur ein Beispiel aus der großen Zahl anderer hervorzuheben — im wasserarmen Südwestafrika der bekannte

Rutengänger Landrat von Uslar mit dem Zauberstab 71 Prozent amtlich verbürgte „Treffer“ erzielte, gibt eine solche Erfahrungstatsache zu denken. Hatte es sich hier um natürliches Wasservorkommen gehandelt, so ermöglichte die Vorurteilslosigkeit des Münchener Wasseramtes noch ungleich interessantere Feststellungen. Man war auf dem Münchener Wasseramt nicht engherzig und sagte sich, als wieder einmal Wasserrohrbruchstellen äußerst kostspielige und häufig vergebliche Nachgrabungen nötig gemacht hätten, allen wissenschaftlichen Zweifeln zum Trotz: Ein Versuch mit der Wünschelrute kostet nichts und kann zum mindesten nichts schaden. Die Erfolge waren über alle Erwartungen verblüffend. Nur ein Beispiel: Es war das Eindringen von Wasser in einen Kanalschacht festgestellt worden. Die Bruchstelle des Wasserrohrs sollte ansfindig gemacht werden. Der städtische Rutengänger schritt die fragliche Strecke ab und verließ sich auf eine Stelle, die nach wasserfachmännischen Vermutungen als Bruchstelle nicht in Betracht kommen konnte. Man ließ es aber darauf ankommen, schlug die Asphaltdecke durch und fand genau an der bezeichneten Stelle einen Leitungsbruch. Solcher und ähnlicher Beispiele ließen sich Hunderte und aber Hunderte anführen. Wer Augen hat zu sehen, kann nicht mehr abstreiten, daß wir es bei der Wünschelrute mit einer Erscheinung merkwürdigster Art zu tun haben, von der wir vorerst freilich nur die Wirkungen mit Sicherheit feststellen können. Alle Erklärungsversuche sind und bleiben vorerst nur tastende Vermutungen. Irgendwie mag dieser rätselhafte Einfluß des Wassers auf die Physis des Rutengängers auf einer Art unbekannter Fernwirkung beruhen. Heute können wir darüber nur sagen: Ignoramus. Vielleicht vermag auch noch das Studium der Radioaktivität etwas Licht in das Dunkel dieses physikalisch-psychologischen Rätsels zu werfen.

Noch ist die Wünschelrute weit davon entfernt, sich überall durchgesetzt zu haben, da erstet ihr schon ein Konkurrent in der „Ohrtrompete“, einer Entdeckung dreier Franzosen, die mit diesem eigenartigen Hilfsmittel ebenfalls unterirdisch fließende Wasserläufe feststellen wollen. Dieses französische Verfahren ist leichter nachzuprüfen als der Wünschelrutenzauber, es stellt sich als eine einfache Erweiterung unseres normalen Gehörinnes dar. Eine Art Trompete wird mit der weiten Öffnung, dem Schalltrichter, nach unten auf dem Erdboden aufgesetzt. In ihrem Innern ist ein umgekehrter metallener Kegel so befestigt, daß ein ringförmiger Raum zwischen seinem oberen, also breiten, Ende und der Wandung des Schalltrichters freibleibt. Das ganze Instrument ist umgeben von einer mit schalldämpfenden Stoffen gefüllten Hülse, die etwa aus der Luft andringende Anteile vom Innern des Schalltrichters fernhalten soll. An das obere Ende der Ohrtrompete schließt sich ein Kautschukschlauch an, der in zwei kleine Hörrohre ausläuft, die man sich in die Ohren steckt. Versuche mit diesem Instrument haben den Beweis erbracht, daß sich tatsächlich das Vorhandensein eines Grundstromes durch ein deutlich wahrnehmbares Geräusch bemerkbar macht. In einer Vorstadt von Paris hat man über einem 77 Meter unter der Erdoberfläche verlaufenden Wasserrohr vier verschiedene Stichproben gemacht, wobei sich jedesmal das Wasser durch ein in der Ohrtrompete deutlich hörbares Rauschen verriet. Das Geräusch war auch noch wahrzunehmen, wenn das Instrument in einer Entfernung von 76 Meter von der Senkrechten über dem fließenden Wasser aufgestellt wurde. Der ganze Vorgang hat durchaus nichts Geheimnisvolles an sich. Es wird eine quadratische Vertiefung von etwa 45 Zentimeter Seitenlänge und 25–30 Zentimeter Tiefe ausgehoben und ihr Grund möglichst eingeebnet, damit der Schalltrichter recht tief und möglichst senkrecht aufgesetzt werden kann. Umhüllt man dann noch den Trichter unten mit einer etwa 10 Zentimeter hohen Schicht Erde, dann hat man alle Bedingungen zum Gelingen des Versuchs erfüllt. Es bleibt natürlich noch abzuwarten, ob auch anderwärts bei gewissenhafter Nachprüfung der französischen Versuche einwandfreie und zweifelloste Ergebnisse die Entdeckung der drei Franzosen bestätigen.

Wünschelruten- und Ohrtrompetenfrage sind beide rein

ökonomische Nützlichkeitsfragen, und dieser Umstand verbürgt ihnen in unserem praktischen, so überaus rationell arbeitenden Zeitalter auch fernerhin Beachtung und gründliche Erforschung. Gut deutschem, altbewährtem Brauch folgend, haben sich die bekanntesten deutschen Rutengänger im vergangenen Sommer zu einem Verbände zusammengeschlossen, um frei von jeder Selbstüberschätzung durch ernste, systematische Arbeit ihre Sache zu fördern und zu klären. Wir Durchschnittsmenschen aber wollen abwarten und der Wünschelrutentheorie vorerst gerecht werden mit dem vorsichtigen Shakespeareschen Wort: Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als eure Schulweisheit sich träumen läßt.



Verklungenes Leid.

Erzählung von Ernst Adam.

Auf dem Plage eines jener Berliner Hanshöfe, die ganz stille daliegen, weil der Hausbesitzer nicht duldet, daß Kinder darauf spielen, steht ein Geiger und weint.

Es ist, als wenn man eine kleine Bierfigur auf den Boden eines großen leeren Kastens stellt, so einsam und bescheiden steht er da; aber die Kastenvände starren von Fenstern, und die Geigentöne winden sich aus dem Gefängnis, in dem sie ein wenig schauerlich tönen, hinaus, hinüber in die freie Welt.

Mitten auf dem gepflasterten Boden des Hofes ist ein ganz einfaches Mosaik, ein dunkler Stern, und gerade auf dem Stern steht der Geiger.

Das Mietshaus, das sich mit zwei Querflügeln und einem Sintergebäude ganz viereckig um den Platz her aufbaut, ist glatt geweißt und von unten bis oben weiß gestrichen. Dünne Reihen Fenster liegen übereinander, wie eine Kaskade. Girlande sind sie an die fahlen Wände gehängt. Starrend bleich sind diese bis an die Dachrinne hinauf steilglaten Mauern, aber an vielen der Fenster befinden sich kleine Holzgitterchen, und dahinter sind allerlei Blumen in Töpfen, teils ganz armfelig, teils wohlgepflegt.

Der Geiger steht da; er hat den Kopf tief auf sein Instrument gebeugt, während er mit dem Bogen darüberkreicht. Die allbekannten Tanzweisen grüßen die armen, in diesen Hof geschlossenen Blumen, umspielen ihre Blätter und scheinen dort länger zu verweilen, wo eine Blüte Farbe und Duft schenkt. Danach schwingen sich die Weisen höher hinauf und begeben einem Sperlingswärden, das von den Dächern der Häuser her in diesen ruhigen Hof einfliegt.

Die leichten Weisen und die leichten Sperlinge haben Freiheit, aber die Blumen leben immer nur gerade oben ein klein wenig vom blauen Himmel. Zwar bekommen sie Licht genug von den wolkenreichen Wänden, aber sie leben nie die Sonne anschauen und nie sie untergehen. Wenn mal ein stilles Mosaik über den Himmel läuft, dann fragen sie sich schon, was wohl hinter den Fenstern vorsteht, und wenn einmal ein ärmlicher Geigeremann kommt und spielt, dann ist ihnen, als würde ihnen nun erzählt werden, wovon die Sperlinge nichts wissen, weil denen das Verständnis mangelt.

Der Geiger weint, und verstoßen öffnet sich ein uns andere Fenster. Der Hauswirt hat auch diesen Karm verboten, aber er ist gerade guter Laune und ein wenig laut, und er bleibt stehen, wo er sitzt. Frau Dippe, die Beamtenwitwe, ist auf die Gassensteierstraßen abgemiert, und hat also Sinn für gute Musik. „Nun hören Sie nur mal“, sagt sie zu dem Herrn, der ein Zimmer gemietet hat, „das ist auch zum Weglaufen, wie?“, aber sie läßt ihr Aukentücher offen, bis wieder Ruhe ist. Die Frau vom kleinen Schneidermeister sagt gar nichts, horcht und wirkt ein häusfennig durchs Fenster, ganz leise, daß der Geiger nur etwa das dünne Klingeln des auffallenden Geides hört.

Aber o, was ist denn mit der Störnersfrau, mit der Frau Mahlow? — Frau Mahlow hat auch verstoßen gelauscht, als der Geiger begann. Diese Leute kamen häufig, es war eigentlich ärgerlich. Ihr breites, starkknöchiges Gesicht bräute rechten Mißmut aus. Immer wieder, immer wieder, es waren ganz verbummelte Gefellen; und ewig spielten sie diese Tänze, die alle Welt lang und bliff.

Aber die derbe Frau vergaß ganz, wie sie hinkam, ihrem Mißmut Raum zu geben. Sie vergaß ihre Schürze, an der sie schnürte, sie ließ die Hände sinken und horchte andächtig auf

den harten, kräftigen Geigenstrich, unter dem kein falscher Ton hervorging.

Wie sie so hinhörte, von etwas Unfasslichem geleitet, war es, als wenn ihr Geist keine durch verfloßene Jahre zurückfällt, war es, als wenn sich ein Fenster öffnete und sie hindurchbläte, als wenn der Hof sich weite und das Vorderhaus verschwände und das Hinterhaus seine Mauern aneinanderhöhe und eine breite Straße mit alten Kastanienbäumen bis zum Tempelheiser Felde liefe. Darauf gingen Mädchen und Burken bis zum Ballsaal der Brauerei.

Eine plötzliche schwere Angst erfaßte die nüchterne Frau Mahlow; ein Gedanken, gegen das es kein Wehren gab, und das so liß und so stark verführerisch war, wie damals das Verhältnis mit dem Musiker Pietisch, zog durch ihre Brust.

Wer war der Geiger da draußen? —

Aber sie schaute nicht hin. Mit lässigen Händen und losen Lippen sah sie und lauschte, und das Genießen der Erinnerung war wie ein süßes, jagend süßes, stürmisches Brausen in ihrem ganzen Wesen. Auf kurze, aber tief ausgestoßene Augenblicke wurde Frau Mahlow, die Pfortnersfrau, wieder zur Anna Ernst, und die Anna Ernst ging zum Balle.

Der Musiker Pietisch würde spielen, und einmal würde er auch mit ihr tanzen. Und oft hatte er garnicht gespielt, und sie hatten nur getanzt. Sie hatten beide gelacht; wenn es ein Veräumnis war, das war nicht schlimm, wenn man nur tanzen und lachen konnte.

Ja, er hatte sie auch geküßt.

Willenlos überließ sich die Träumende ihrer Mädchen-erinnerung. Die Geige drüben im Hofe hielt sie in Zauber-schlingen. O, wie wild war damals das Leben gewesen! Und sie hatte ihn doch von sich gestoßen, der nun dort draußen geigte. War er es denn wirklich?

Dies erschreckt fuhr sie empor. Jetzt erst schaute sie hinaus. Ja, der draußen, das war wohl mal Pietisch gewesen. Es war ein schlanker Mann, der da gebeugt stand und nicht ein einziges Mal zu den Denkhern hinausschaute. Er war schwarz gekleidet und hatte einen weichen, schwarzen Filzhut auf. Er sah lodernd aus, und die Hosen waren über den schlechten Schaben gran von Staub und in bettelhafte Falten gesunken.

Die Pfortnersfrau sah sein Gesicht nicht, und die erste Angst, er könnte sie gesucht und gefunden haben, war vorübergegangen. O Pietisch, Rudolf Pietisch, auf den Höfen wießt du und achtest kaum noch darauf, daß die Saiten deiner Geige richtig gestimmt sind! So geigst du drauflos. — Aber so hatte er es eben immer getrieben. All sein Können hatte er verbummelt, ein Luderian von Anfang bis zu Ende.

— Und der war der Vater ihrer beiden Mädchen.

Gewaltsam raffte sich die Frau zusammen. Daß er sie nur nicht sah, schon der Mädchen wegen. Siuweg mit ihm.

Ganz unklug griff sie in ihr Geldtäschchen und warf ein Markstück in den Hof. Das sollte er nehmen und nur gehen.

Der Geiger brach sein Spiel ab und blickte sich, um die paar Mädel oder Kupfer, die auf das glatte Pflaster geworfen waren, aufzunehmen. Aber Frau Mahlow sah, daß er die Mark nicht bemerkte. Und sie konnte es ihm nicht zeigen. Es blinnte ein wenig vom Richte oben, aber keine Hand kam, es anzunehmen.

Und wie er nun wieder zum Bogen griff, um noch ein Etüde anzugeben, da erfaßte sie es mit schmerzlicher Einsicht. So war alles gewesen. Sie hatte ihm nicht helfen können. Wie hatte er ihr Anerbieten gesehen. Gelacht hatte er und musiziert. Und verachtet. Ganz sein empfang die Frau, die ihr Mädchen-tum lange begrabene hatte, noch einmal, wie reich dieser arm-selige Musiker sie gemacht hatte, an den sie nun eine Mark hatte verwerfen wollen.

Er spielte, und Tränen kamen der Frau ins Auge. Das hatte er damals gespielt, damals, als sie sein Schatz wurde. Von den Wänden des Tanzsaals widerhallten die wiegenden, tonernen Burkenstimmen, die alle Lust des Mädchenbergens in ihren Wackerrhythmen wie in seligen Armen hielten. Und auf einmal hatten sich aus dieser sicher festen, männlichen Postlage die jubelnden Stimmen der Mädchen losgemacht, hatten die Melodie wiederholt und in die Höhe geführt, daß es wie eine Antwort und eine Bestätigung war.

Das war stets ein Mädel und ein Dingeben gewesen.

Wie hatte der Rudolf das spielen können! Und sie hatte er immer ausgezeichnet, vor allen anderen. Wie allmählich war sie doch damals in den durchdrungenen und durchtanzten Jahren gewesen, als sie so jung war.

War der Pietisch schlecht gewesen? — Nein, er hatte die Anna Ernst geheiratet.

Aber es war auch fernerhin so gewesen, als wenn sie nur sein Schatz wäre. Er forzte nicht, er konnte es nicht, er liebte sie und lachte und wollte immer nur Lust und Tanz haben. Daß die beiden Kinder da waren, das hatte die Mutter gezwungen, von ihm zu gehen. Und später hatte sie den Mahlow geheiratet.

Der Geiger war fortgegangen. Die Tränen in den Augen der Frau waren trocken geworden. Sie sah den ganzen Morgen, ohne zu arbeiten. Sie sann und horchte. Sie lauschte auf Stimmen, die aus ferner Zeit kamen. Den ganzen Morgen waren die Wände des Mietsgebäudes um einen Ballsaal wachsen, war die Leeres des Haushofes von Tänzenden erfüllt. Und den ganzen Morgen inbette der helle Mädchenchor den Burken seine Antwort.

Es war schon eine Stunde erinnerungsvoller Stille durch die Pfortnerswohnung gestrichen, da legte Frau Mahlow ihren Kopf auf die Arme und weinte sich los von der Süße und Bitterkeit dieses Morgens, so, daß es keiner sah. — und ehe die frohen Mädchen kamen, die freudig erregt des Vaters Markstück brachten.



Mutterliebe und Heimat.

Von Bogumil Goltz.

Es kommt eine Zeit für uns alle, wo wir, der Welt und des Weltverbandes müde, von den Erinnerungen der Kindheit und des Elternhauses leben; wo dann dem alten Menschen, der keine Mutter hatte, die ihm die Anfänge seines Daseins zum Kinderparadies und Heiligtum geweiht.

Man vergißt in den späteren Lebensjahren alles, man erleichtert den Geist von dem Wust des Gelesenen und des profan Erlebten, um gesäubert sich in die heiligen, süßen Zeiten zu versenken, wo Mutterliebe unsere Schritte behütete und der Himmel auf Erden war. Was uns eine fromme und gute Mutter gelehrt, was sie durch ihr Beispiel, ihre stillen Tugenden, ihre liebenden und strafenden Gebärden, durch ihre Worte und Werke dem Kinderherzen eingepreßt hat, das gräbt sich ihm wie ein Evangelium immer tiefer ein, das bildet bei gefühllosen Menschen den Grund und Boden ihres Gewissens, ihrer Lebensarten, ihres Gemütes; das verschmilzt mit der Heiligen Schrift zu einer Religion, die nichts Späteres, nichts Fremdartiges und Unreines in ihrem Schoße leidet, sondern einem Gleich-scher ähnlich das herauscheidet, was zufällig hineingefallen ist. So werden die Mütter, ohne daß sie es wollen und wissen, die Begründer der Grundanschauungen, der Neigungen, der Biographien; so bilden sie einen Factor des Staats, wie Natur und Seele eine Hälfte des Menschen ausmachen.

Der Mensch hat nun einmal eine Enge, wie eine Weite; er ist eine Person, er besitzt ein Herz; und was sich nicht auf dem Angelpunkt dieses Schwerpunktes der Persönlichkeit bewegt, das bewegt sich auch nicht um die Welt. Es muß unendlich viele kleine Welten in der großen Welt, und es muß ebenso viele natürliche Heiligtümer geben, wenn der sinnlich beschränkte Mensch das große Weltheiligtum fassen, wenn er in dem, nach mechanischen und mathematischen Verstandesgesetzen konstruierten Staate noch einen Anhaltspunkt für sein Herz und sein persönliches Leben empfinden soll.

Ein natürlicher Mensch wächst und bildet sich wie ein Baum. Ring legt sich um Ring, und mit jedem verdichtet und verharzt sich der innerste Kern. Wer nicht einen festen Herzkern aufweist, besitzt auch keine gefestigte Peripherie; wer nicht um seine eigene Achse rotiert, hat auch keine Bewegung um den Himmel; wer nicht natürlich ist, kann nicht übernatürlich sein; und wer nicht in einem engen Kreise, in einer festen Heimat, in einem Elternhause für die weite Welt vorgebildet wurde, bleibt ein unbefesteter Verstandesmensch, er sei, er arbeite und leiste, was er wolle.

Das Familienleben, die Mutterliebe, die Erziehung im elterlichen Hause bleibt die Pflanzstätte für den Kern der deutschen Natur. Bei den Deutschen wurzelt das Leben zu tief in der Familie, in der Natur und Religion, in der tiefsten Wissenschaft und Kunst, als daß sie mit ganzer Seele und ganzem Verstande Kommunisten, Sozialisten, Staatspolitiker und Kosmopoliten werden könnten. Will man diese Tatsache im Ernste abstellen und mit irgend einem

Muster Nationalstolz vertauscht haben, so muß man dem Deutschen verbieten, ein deutscher Geniemensch, ein Normalmensch zu sein.

Ein fester Körper ist nur ein solcher, wenn seine kleinsten Teilchen fest und körnig sind. Wer also nicht bereits in der Familie eine feste Grundlage, Sitte, Liebe, Gewohnheit, Pietät und Persönlichkeit gewinnt, der erhält diese festen Faktoren nirgends.

Die Heimat gehört zu unserem Körper, sie ist unser ätherischer Leib.

Wir können ebensowohl unsere sinnlichen Organe missen als die Jahres- und Tageszeiten, den Himmelsstrich, den Grund und Boden, die Berge und Täler, das Meer oder die Wüste, wenn unsere Sinne mit diesen Naturszenen von Kindesbeinen an zusammengewachsen sind.

Mit den gewohnten Naturbildern und Verwandlungen, mit der eingeatmeten rauhen oder schmeichelnden Luft kehren ja die alten Stimmungen und Gedanken, die Sorgen und Freuden unseres ganzen Lebens zurück. Nur an den gewohnten Gegenständen, Situationen und Beschäftigungen repetieren wir unsere Biographie, nur in den eingelebten Formen behalten wir unser Selbst, haben wir eine Geschichte und diejenige Stetigkeit, ohne welche es zu keiner festen Charakterbildung, zu keinem Grundton der Seele, zu keinen mit der Seele verwachsenen Gewohnheiten, zu keiner Sitte, zu keinem Gemüt kommen kann. Nur die Heimat kann ein Familienleben erzeugen, kann Sitten und sittliche Charaktere, kann Sinn und Verständnis für die Geschichte bilden. Ohne Heimat sind wir einer Felsenpflanze gleich, die ihre Nahrung alleinst aus den Klüften saugen muß.

Der beklagenswerteste Grundirrtum unserer Zeitendenzen ist der, daß der vollständige Bruch mit den letzten mittelalterlichen Grundlagen und Erinnerungen das neue Leben von seinem letzten Hemmnis befreien könne, daß Ablösung von dem geschichtlichen Boden, von der heimatlichen Scholle, von Sitte und Religion für eine Erlösung gelten soll.

Wer uns die Heimat nimmt, schneidet uns die Gegenwart von der Vergangenheit ab, nimmt unseren Sinnen die gewohnten Anknüpfungs- und Anhaltspunkte, dem Körper den Boden unter den Füßen.

Der Geist wächst nur auf einem festen Boden groß, dieser Boden ist die Natur; nur die Gewohnheit fleischt uns die Naturgeschichte so ein, daß sie dem Geiste getraut werden. Wer aber keine Heimat, keine eingelebten Formen, wer gar keine Gewohnheiten hat, dem fehlt auch die Natur und die Art von Charakter, welche Natur und Geist im untrennbaren Zusammenwuchs zeigt; das ist eben das Gemüt. In ihm allein ist die sinnliche Natur mit der übersinnlichen Welt, sind Geist und Seele, Wissen und Gewissen, Wille und Vorstellung, Eigenart und Gottesgefühl, sind natürliche Anpassung und sittliche Charakterenergie versöhnt.



Die Salbe der Genialität.

Novelle von Friedrich Lienhard (Schluß).

Immer großzügiger begann die Salbe zu wirken. Er blieb stehen im fahlen Mondlicht, hochgeredt, Hände auf dem Rücken, herrisch über den nahen Schloßteich in die fabelhaft geöffneten Dorszente schauend. Er stand unter des Zauberers Einfluß. Des Schulmeisters aufgestörten Lebensgeister witterten ungewöhnliches, wie Dianas Jagdhunde auf der Spur des Wildes.

„Was für Gärten dies? Spazier' ich als König von Frankreich zwischen Fontänen und Taxuswänden? Sind das meine Kavaliere und Hofdamen? Wohlau, so bin ich groß, so bin ich genial! Das ist's, was ich suchte! Bonjour, Messieurs! Haben Sie die Güte, sich zu bedecken! ... Doch wie ist mir? Messieurs, warum schrauben Sie allesamt Ihre Köpfe ab und nehmen sie unter den Arm? Und Sie, meine Damen, warum nehmen Sie Ihre kunstvollen Frisuren in Ihre Strickbeutel? Und marschieren nicht die kostbare Gesellschaft am kostlosen

König vorüber? — Grauenhafte Parade! Fort! Ich will nicht König von Frankreich sein!“

Marcellinchen sah, wie er mit großer Geste etwas von sich abwies. Ihr mitleidiges Staunen wuchs. Aber sie wagte sich nicht zu rühren.

Die Salbe wirkte.

Der Magister setzte seine Wanderung fort. Der Geist des Enttäuschten wuchs über die gemeinen Maße der Menschen empor. So schielte eine Alos hoch und läßt das Mauer-Moos unter sich. Er wuchs eine, zwei, drei Meilen steil in die Luft. Sein Schuh reichte von Strahburg bis über Ranzig hinaus; als er st auftrat, zerbrachte unter ihm der Wasgenwald wie ein Schneedenhäuschen. Dann hob er den rechten Fuß und setzte ihn auf das wankende England. Da lag denn Europa unter ihm ...

„Wie winzig der Steinhäuser der Alpen! Und dieser Wassernapf des Atlantischen Ozeans! Was tribbelt und wächst und knistert über Europa hin? Es zuden da elektrische Ströme von Paris bis Moskau — das sind die verkörperten Gedanken jenes Männchens auf weihem Moß. Diese Gedanken haben Macht, sie peitschen Tausende dahin; und wo die Massen zusammenprallen, bleiben uniformierte Menschen liegen und werden fortgetragen. Drollig! Ameisenschlachten! Zulest packt man das Männchen, das wie eine Bormaschine dampft, und setzt es auf ein fernes Fleckchen im Wasser. Es geht nicht mehr los, das Bormännchen, es versinkt im Wasser ...“

Die Salbe wirkte.

Bis dahin waren Leutholds Traumgedanken von scharfer Klarheit gewesen. Allmählich aber verwirrte sich das Gemüth; seine Rösse gingen durch.

Denn er sah, immer wachsend, die Völker und Kulturen und alle Geschehnisse der Weltgeschichte um den Erdball laufen; er sah sich verlost in die dröhnend schaffende Geisterwelt; er schaute, hörte, spürte, in seinem Organismus erschütterte, das Getöse der Sonnen, das Lichtgewoge gigantischer Gestalten und Ideen, die von Stern zu Stern sprühen und wie elektrisches Feuer den einzelnen Stern umknattern; er ward mit seinen eigenen zwerghaften Gedanken und kümmerlichem Gebirgen umhergewirbelt wie ein Mättchen im Orkan. Wüstheit zuden riesenhafte Gesichter auf und zuden wieder hinweg; blendende Augen gigantischer Wesen flammten ihn an wie Sonnen, branneten ihn durch und durch und ließen ihn wieder zurück in chaotisch brausender Finsternis; ganze Heerschaaren lichtweißer, flammenartiger Wesen und Kräfte füllten das klingen Weltall; magische Melodien, tönende Wüste zuckten durch Siriusweiten und verbanden die schwingend lebendigen Geister untereinander mit tausendfältigem Strahlenwerk ...

Da bemächtigte sich des kosmischen Fliegens der Taumel.

„Die Sonne her!“ schrie das umhergewirbelte Menschenkind. „Meine unversehrte Hand wird diese feurigen Bälle pflücken, wie Eva den Apfel — aufessen will ich die Sonnenäpfel! Aufessen die sinnlos wirbelnde Materie! Durchschreiten den krachenden Weltraum, daß diese zertretenden Sterne dampfen und zischen! Denn dieser Kosmos ist nichts gegenüber dem Geist, der ihn geschaffen. Der den schaffenden Geist, der diese Sonnenkugeln peitscht! Sprengt das Geheimnis, mein Geist! Verbrich den Kosmos — und weiter ins Unerforschene! Weiter ins Unfassbare, nie zu Deutende — das unzugänglich ist dem Begriff wie der Anschauung! Weiter — auch hinter den Geist! Wartet dort vielleicht endlich, was ich suche? Wartet dort vielleicht ein ganz kleines liebendes Menschenherz? Oh, ich sterbe vor Hunger nach Liebe!“

Der fiebernde junge Mann griff mit beiden Armen in die Luft, taumelte und brach ohnmächtig zusammen. Es war ein langer, langer Senzer. Im An war das Mädchen aus dem Baum herab und benate sich über den Unglücklichen, der langsam auf dem Rücken lag. Aber da kam sie ein laßes Erschrecken an; nach einem verwirrten Hin und Her ihrer Gedanken legte sie ihm das Strüßchen, das sie am Gürtel trug, auf die Brust und entwich ins Haus.

Der leuchtende Morgen segnete die Welt.

Sechs kräftige Mädchen standen in Reih und Glied in den Schatten und Lichtern des Sommermorgens und warfen das staltliche Gras nieder. Ihre Hemden und nackten Arme waren vergoldet von den Flammen des Frühlichtes.

Einer von ihnen unterbrach sein Werk und zog den Schleifstein aus dem Gürtel.

„Heh, auch einmal!“ rief er, indem er die Sense wehte. „Da läuft ja schon der Schulmeister herum! Und bei ihm das Marcellinchen vom Schloß!“

Die rhythmischen Schwingungen der fünf anderen Sensen waren sofort zerbrochen; die Arbeiter hielten inne, stellten ihre Sensen aufrecht, wischten mit einer Handvoll frischen Grases die Klinge ab und gingen an zu wehen, um dabei nach dem Pärchen anzuspuhen. Es lebte nicht an bäuerlichen Wehen;

aber weiter fiel ihnen nichts auf. Und binnen Kurzem waren die sechs Werkzeuge wieder in rüstiger Bewegung und sausten gleichmäßig in den üppigen Graswuchs der Parkwiese.

Der unfrierte, fiebernde Lehrer schritt mit kühnen Arm-bewegungen lebhaft neben der zierlichen Marcelline her und sprach auf das befangene Mädchen ein. Er war heute verwegen; er war poetisch; er fand Worte, wie er sie nie zuvor gefunden. Sein Kopf drohte auseinanderzufallen, wie in der Nacht das Sternen-All zerfprungen war. Es war Wucht und Eindringlichkeit in seinen geballt herausgeschleuderten Sätzen, so daß die stille Jungfrau an seiner Seite keins der guten Worte zu äußern wagte, die sie ihm gestern zugebracht hatte, und um ein Haar ihr gefülltes Erdbeerföhrchen fallen ließ.

„Marcelline,“ sprach er, „dies ist die Stunde der Entscheidung. Einmal in jedem Menschenleben kommt eine Stunde, die für Jahraufende entscheidet. Ich bin ein nervöser, überempfindlicher, aber ich darf wohl sagen vom Durst nach Schönheit und Liebe durchglühter Mensch — so durchglühst, mein Kind, daß ich daran zu sterben drohe. Denn der Ausweg, diesen Durst in Poesie und Musik oder Plastik zu gestalten, ist mir verfaßt; ich bin kein Künstler, mich umschürt zu hart das Leben mit all seiner Verellichkeit und Kleinlichkeit. Ich bin ein Quakoon zwischen den Schlangen, kein Apollo, der von den Bergen Nirrend herabkommt. Und doch muß, muß, muß ich diesen Durst stillen an etwas Lebendigem — und du bist dieses Lebendige, Marcelline! Ich liebe dich, du Stille der Stillen! Keine Genialität der Welt kann mir geben, was du mir geben kannst, du liebnatürliches Mädchen, ja das weiß ich, denn das hab' ich in dieser Fiebernacht erlebt. Du bist es, die ich suche durch das ganze Weltall, du mir bestimmt von Ewigkeit her! Du bist mir, was Beatrice dem Dichter Dante, was Laura dem Dichter Petrarca gewesen! Diese Großen und Glücklichen konnten ihr Entzücken in Verse prägen — ich aber bin klein und unglücklich, ach, ich bin nur ein armseliger, hungernder Knecht, der bettelnd neben dir herläuft: sei mir gnädig! Du bist auf diesem Schlosse fremd wie ich — komm, wir entfliehen miteinander in die Freiheit! Denn sieh, ich sterbe vor Hunger nach Liebe!“

Tränen liefen über sein Gesicht. An den Schläfen glühte noch die rötliche Salbe. Haar und Kopf umgitterten das Haupt ungelammt und ungeordnet.

Marcelline war diesem Ungeheim gegenüber in fassungsloser Erregung. Sie war gelähmt vor Entsetzen über diese Art von Liebesantrag; sie fühlte sich gleichzeitig durchdrungen von einer mächtigen Zuneigung und hielt sprachlos das weiße Häubchen gesenkt. Allein sie spürte, daß hier einer auf Tod und Leben rang; sie war im Daseinsgrund erschüttert von diesem ungewöhnlichen Seelenkampf und suchte mit allen Kräften nach irgend einem guten Wort.

Da wurde die Morgenstille durch ein häßliches Lachen gestört.

Aus einem Seitenwege war ungemerkt der beleibte Schlossverwalter hervorgetreten und prustete vor Heiterkeit. Er war seit einem Jahre vergnügter Witwer, ein lebensfroher Mann, sauber und wohlgeputzt. Und Marcelline, die immer gleichmäßig Stille, die lautlos durch das Getriebe des oft sehr lauten Schlosses schwebte, hatte längst seine Begierde erregt.

„Wie sieht denn der Herr Magister aus? Und was schwatzt er denn da? Haben Sie eine neue Schminke erfunden, Herr Leutbold, um sich beim schönen Geschlecht einzuschmeicheln?“

Leutbold sah auf und sah um sich. Der bleiche, magere, von außen geduckte, von innen durchglühte Frontknecht erhob sein durchgeheiltes Angesicht und mit diesem Blick schüttelte er den Rest von Sternenträumen, der noch an seinen Schuhsohlen klebte, spülend ab. In ihm blühte das Bewußtsein auf, wie er auf diesem Schlosse der Selbstsucht jahrelang in seinem heiligsten Sehnen beschimpft und beschpöttelet worden. Er empfand das Mädchen an seiner Seite als seine geheiligte Braut, sich aber als ihren Ritter.

„Wer hat da gelacht?! Wer wagt es, im Heiligtum zu lachen?!“

„Und wie das Zeug riecht!“ fuhr der Dicke fort. „Diablen noch einmal! Was haben Sie sich denn da an die Schläfen geschnitten? Hahaha!“

Der Verwalter hielt sich mit bröhnendem Lachen die Hüften. Er wieherte vor Lustigkeit. Der Gärtner trat herbei, die Hacke in der Hand. Auch der Gärtner lachte. Es lachte der Springquell, es lachten die Enten im See, es lachte vom Postament herab der alterne Faun; die Ferkel drüben im Stall, das Geflügel im Schloßhof, die Wälder der Wiese, der Morgenwind, die ganze Welt lachte, lachte, lachte über die Salbe der Genialität!

Da packte den Verhöhlten die List. Philister über dir, Simon!“ schrie er mit gellender Stimme, riß dem Gärtner die Hacke aus der Hand — und ein Schlag von unnatürlicher Wucht und Wildheit schmetterte den Verwalter zu Boden. Der Schädel krachte, das rote Blut spritzte in die roten Johannisbeeren, der Mann lag wie ein alter Kumpen reumächtig auf dem Sandwe.

„Da liege, du Kröte! Gärtner, legen Sie mir die Kröte da aus dem Wege! Ich will auf meinem Spaziergang nicht von solchem Gewürm belästigt sein!“

Marcelline schrie auf und rannte schreiend nach dem Schloß. Der Hauslehrer warf die Hacke weg, legte die Arme auf den Rücken und setzte stolz zurückgeworfenen Hauptes seinen Gang fort. Fest brüllte auch der erstarrte Gärtner, rief laut um Hilfe und rannte zu den Wäldern.

Lautes Stimmenwirrwarr erregter Männer! Die Wälder kamen mit den Senen; aus dem Hause stürzte der Kammerdiener, hinter ihm der Schlossherr mit dem Jagdgewehr. Der Weltallswanderer, von unheimlicher Kraft geladen, packte den vordersten Wälder, warf ihn sofort kopfüber ins Gras, ergriff dann dessen Knöchel und fauchte, den brüllenden Knecht hinter sich herschleifend, im Galopp dem Weiher zu, als wär' er ein Vollblutrenner und in die eleganteste Deichsel von der Welt eingespannt. Und sofort spritzte das Wasser auf und der Barische strampelte zwischen den entsezt auseinanderklaffenden Enten. Dann wirbelte die tobende, gegenständig sich ermutigende Meute der anderen heran — mit furchbarem Lachen sprang Mathäus mitten in den Schwarm — es kam nicht zum Gebrauch der Senen, alles war Nahlkampf, die Füße fauchten und sahen — bis ein Kolbenhieb des Schlossherrn den Empörer niederstreckte.

Man hatte den Kranken zu Bett gebracht und wusch seinen Schädel und seine Schläfen. Er lag bewußtlos.

Dann flog ein Eilbote nach Straßburg. Denn es war ruchbar geworden, daß der kränkliche Magister den berühmten Magier besucht habe.

„Der muß ihm ein Mittel gegeben haben, das er nicht vertragen hat,“ versicherte der Kammerdiener. „Seine Stube riecht nach Medizin.“

„Gut, so soll ihn Herr Cagliostro auch wieder gesund machen,“ entschied der Schlossherr, der einen so nützlichen Arztleiter ungern verlor.

Cagliostro stand einige Stunden später am Bett des Schlafenden. Er murmelte wieder Sprüche und blies ihm über die Stirnseiten.

„Sie haben dem jungen Mann zuviel Arbeit aufgebürdet, Herr Baron!“ sprach der ungenierte Wundermann, der mit dem Schlossherrn bekannt war. „Sie müssen dafür sorgen, daß alles gut ausgebe! Wie steht's mit dem Verwalter?“

„Der liegt zwischen Tod und Leben.“

„Nun, es gibt Menschen genug auf der Welt. Und mit dem Burtschen, den er ins Wasser geworfen?“

„Der froh von selber wieder heraus.“

„Dreht mich! Und die anderen?“

„Sind ziemlich braun und blau geprügelt.“

„Dreht mich, dito! ... Und nun, Herr Baron, setzen Sie dem unglücklichen die Marcelline ans Lager, damit sie ihn pflegt! Die Salbe nehm' ich wieder mit. Fliegen soll nur, wer dem Element der Luft gewachsen ist! ... Adieu!“

Nicht viel Nächte später zog ein Gewölk über den Himmel, dämpfte das Mondlicht und verhüllte zwei Mächte, die über die Schweizer Grenze entwichen. Auf dem Krankenbett, in heldester Pflege, hatte sich in Mann und Weib die mächtige Genialität der Liebe entfaltet. Und die beiden Liebenden flohen nun ins Land der Freiheit.

Westlich aber, jenseits der schwarzen Wasganberge, lag ein Glühen in der Luft, und ein heißer, hungrierer Gewitterwind schob hart hinter ihnen vorüber: — der Gewitterwind der kommenden Revolution.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.
Sprachweisheit.

So eigensinnig widersprechend ist der Mensch: zu seinem Vortheil will er keine Nötigung, zu seinem Schaden leidet er jeden Zwang.

Goethe.

Das Wort macht den Menschen frei. Wer sich nicht äußern kann, ist ein Sklave. Sprachlos sind darum die übermäßige Leidenschaft, die übermäßige Freude, der übermäßige Schmerz. Sprechen ist ein Freiheitsakt; das Wort ist selbst die Freiheit.

L. Feuerbach.

Ein Volk, dem zu Ehren der Weltgeist den Tag von Sedan
eingeleitet hat, kann nicht so bald verlottern.

F. Th. Bischer

Eine Verisöhnung

Ist keine, die das Herz nicht ganz befreit.
Ein Tropfen Haß, der in dem Freudenbecher
Zurückbleibt, macht den Segenstrank zum Gift.

Schiller.

Was die Großmutter erzählte.

Unter Herrgott ist mit Sankt Petrus auf der Wanderschaft.
Sie kommen zu einem bayerischen Bauernhof, wo Küchel gebacken
werden — schon von weitem steigt ihnen ihr Duft in die Nase.
Und weil sie halt Hunger haben, sagt unser Herrgott zu
Petrus: „Du, du kommst so schön betteln, geh' hinein zu der
Bäuerin und bitt' um eine Nudel.“

Petrus geht hinein und erbettelt für sich ein Küchel, und
eins für seinen Wandergesellen, und weil er gar so schön bitten
kann, gibt ihm die Bäuerin noch ein drittes.

Es waren „auszogene“ Kücheln, sog. „Bendernadeln“: in
der Mitte ist der Teis dünn, so daß das Licht durchschimmert.
Also, Petrus war hochbefriedigt. Eins, denkt er, ist für
mich, eins für Herrn Christus, und damit ich das dritte nicht
zu leiden brauche, will ich es verbergen.

Darum steckt er es auf den Kopf, unter seinen Hut.
Das Küchel aber war noch ganz heiß, da es eben aus der
Pfanne gekommen war.

Und so hat sich Sankt Petrus seine Haare verbrannt.
Daher seine eigentümliche Glatze.

Altdeutsche Schwänke.

Die widerippenstige Frau. Es fiel einem seine
Frau ins Wasser; derselbe suchte sie von dem Orte, wo sie
hineingefallen war, immer stromaufwärts. Die Dabeiüberherden
fragten, ob er toll wäre? Sie würde ja nicht gegen den Strom
geschwommen sein! Darauf antwortete der Mann: „Sie hat
in ihrem ganzen Leben alles verkehrt und widerippenstig ge-
macht, also vermute ich ganz gewiß, daß sie auch noch im Tode
dasselbe getan hat.“

Bade Recum für Initige Leute. 1768.

Die Bravour eines Offiziers. Man fragte
einen Offizier, der eine Campagne mitgemacht hatte, was für
Poldentaten er verrichtet. „Ich habe einem den Fuß abgehauen“,
sagte er. Man erwiderte, daß es rühmlicher für ihn gewesen
wäre, wenn er ihm den Kopf abgehauen hätte. „O!“ antwortete
er, „er hatte keinen Kopf.“

Bade Recum für lustige Leute. 1767.

Schwieriges Rezept. Ende des 18. Jahrhunderts
erschien zu Frankfurt am Main ein Haus-Rezeptbuch, das auch
ein Mittel gegen den Biß eines tollen Hundes enthält. Darin
heißt es: Sothaner Lignor wird acht Tage nach der Verletzung,
zu vierzig Tropfen auf einmal, und viermal des Tages ge-
nommen; mit den vorbereiteten Wädern aber muß drei Wochen
vorher der Anfang gemacht werden.

Schlagerliteratur.

„Wo kann man sich hier rasieren lassen?“ fragt ein Fremder
einen Dienstmann. „Im Gesicht!“ lautet die Antwort.

Ein Lehrer fragt einen Schüler: „Warum sollst du nicht
stolz sein auf Gut und Geld?“ — „Weil wir keins haben!“

„Stotterst du immer?“ fragt der Meister seinen neuen
Jungen. „O nein, nur wenn ich spreche!“

Aus dem Leben großer Männer.

Bismarcks Freimut. In den fünfziger Jahren
war Bismarck, einer Einladung Napoleons III. folgend, nach
Paris gegangen. Von dort zurückgekehrt, wurde er von
Friedrich Wilhelm IV. nach Potsdam berufen. Eines Abends
gab es ein Festessen im Schloß, an dem auch Bismarck teilnahm.
Als das Gespräch auf die Politik kam, stellte der König die
Frage an Bismarck, welchen Eindruck er denn während seines
Aufenthalts in Paris von dem „großen Regierer an der Seine“

empfangen habe. „Das kann ich mit wenigen Worten aus-
drücken“, erwiderte dieser. „Der Intellekt des Kaisers Na-
poleon wird überschätzt, sein Charakter dagegen unterschätzt.“ —
„Also auch hineingefallen!“ urteilte der König. Bismarck ver-
droß es im höchsten Maße, sein Urteilsvermögen so vor der
ganzen Hofgesellschaft herabgesetzt zu sehen. Und er, der nie
ein Fürkendiener gewesen war, von keinem Mächtigeren je
würdelos seine Meinung und Ehre verleben ließ, revanchierte
sich mit folgender Erzählung: „Vor vielen Jahren lehrte an der
Kriegsakademie in Paris ein General, der einen gewissen Ruf
als Kenner der napoleonischen Kriegszüge besaß. Nachdem er
eines Tages seinen Schülern einen Vortrag über die Schlacht
in Oberitalien gehalten hatte, die das Genie des großen Korsen
in besonders günstigen Pöchte erscheinen ließ, erhob sich ein ganz
junger Leutnant und bemerkte: „Herr General, ich vermag
Ihre Bewunderung für Napoleon I. nicht ganz zu teilen. Der
Kaiser durfte meines Erachtens nicht die Oesterreicher, wie er
getan, in der Front angreifen. Er mußte sie von dem rechten
Flügel fassen, erst dann durfte er sich gegen das Centrum
wenden. Besteres hätte er in der und der Weise tun müssen.
Dann hätte er noch dieses und jenes zuzusetzen müssen
und das und das...“ Der junge Mann ritt sich in seinen
Ausführungen immer fester, schließlich blieb er ratlos stehen.
Nach einer Weile sagte der General: „Sehen Sie, Herr Leu-
tnant, so war der Napoleon. Ein seelensauter Kerl, aber —
wobei sich der General an die Stirne schlug — dumm, dumm.“
König Friedrich Wilhelm hob darauf die Tafel auf und sprach
lange Zeit nicht mehr mit Bismarck.

Nach Poschinger „Erinnerungen an Bismarck“.
„Neue freie Presse“ 1898.



Luftige Ecke.

Sehr wenige Seeranzheitsgeschichten sind ganz einwandfrei,
aber gegen die folgende läßt sich kaum ein Einwurf erheben.
Ein Pariser hatte das Leben auf der Ozeanwelt nicht ganz nach
seinem Wunsche gefunden und lag nun bleich und gekümmert in
seinem Deckstuhl, als ihn sein Nachbar fröhlich fragte: „Haben
Sie gekümmert, Monsieur?“ — „Nein, Monsieur“, war die
schwache Entgegnung des Franzosen, „im Gegenteil!“

Das Gespräch war auf die Eitelkeit der Frauen gekommen,
und eine der wenigen anwesenden Damen unternahm die Ver-
teidigung. „Natürlich“, sprach sie, „gebe ich gern zu, daß die
Frauen eitel sind und die Männer nicht. Ist doch selbst jetzt in
diesem Augenblick“, fügte sie hinzu und ließ ihre Blide umher-
schweifen, „die Kravatte des schönsten Herrn im Zimmer über
seinem Kragen hinaufgerutscht.“ — Und dann lächelte sie —
denn jeder anwesende Herr fuhr sich mit der Hand an den
Hals. (The Argonaut.)

„Was für eine Art Mensch ist Fischelbort?“ — „Absolut
hilflos ohne einen Korkenzieher.“

(Birmingham Age-Herald.)

„Glauben Sie, daß verbrecherische Meinungen durch opera-
tive Eingriffe überwunden werden können?“ — „Ich bin dessen
gewiß.“ — „Sie glauben also a. B., daß, sagen wir mal, ein
Taschendieb von dem Verlangen, Taschen auszuplündern, durch
eine Operation seines Gehirns geheilt werden kann?“ — „Nein,
nicht seines Gehirns. Die Hände muß man ihm amputieren.“
(Houston Post.)

Ein Geschäftsmann, der sich ein schönes Vermögen erworben
hatte, verlor es durch Spekulation. Er wurde Geschäftsreisender
und hatte als solcher jedes kleine Dorf abzuklavieren, und so
sah er sich eines Nachts beim Ueberschreiten einer Wiese, wo
eine Anzahl Maulerel grast. Nun ist es eine wohlbekannte
Tatsache, daß diese Tiere, besonders nach Eintritt der Dunkel-
heit, im Gänsemarsch jedem sich bewegenden Wesen folgen, das
ihre Aufmerksamkeit erregt. Dies geschah auch jetzt, und gemäch-
lich schritten sie in regelmäßiger Abstände hinter ihm her. Als
der bellagewerte Mann, in seinen Kummer versunken, über
seine Schalter blickte und die Art von Prozession, die er an-
führte, sah, blieb er stehen und sprach die feierlichen Worte:
„Neht so, Jungen! Ihr kennt mich. Ich bin der größte Fesl
von euch allen!“
(Tit Bits.)